

Rezensionen

Matthew Battles: Die Welt der Bücher. Eine Geschichte der Bibliothek. Aus dem Amerikanischen von Sophia Simon. Düsseldorf: Artemis & Winkler, 2003. 256 S. mit Ill. – ISBN 3-538-07165-9

Es wird Einigkeit darüber bestehen, dass auf 256 Seiten keine „Geschichte der Bibliothek“ geschrieben, sondern lediglich einzelne Gesichtspunkte aus dieser Geschichte analysiert werden können. (Der Originaltitel lautet: *Library. An Unquiet History*. New York, London: W.W. Norton & Company, Inc., 2003 und zielt mit seiner Formulierung ebenfalls auf Umfassendheit.) Battles ist Bibliothekar an der Widener Library (Harvard/Cambridge, Mass.) und setzt seine Bibliothek, was legitim ist, häufiger als Referenzinstitution für die Beurteilung der Situation ein, ohne dass ihm allerdings die Beschreibung wichtiger durchgängiger Entwicklungen oder genereller Ordnungskriterien – chronologisch oder sachlich – gelingt.

Sieben Kapitel werden angeboten, deren Überschriften: „Bibliotheken lesen“; „Alexandria brennt“; „Das Haus der Weisheit“; „Die Bücherschlacht“; „Bücher für alle“; „Wissen in Flammen“ und „Verloren in den Regalen“ Problemstellungen andeuten, deren Untersuchung einen Beitrag zur Entstehung, Ordnung und Bewahrung des Wissens leisten könnte, aber Battles tangiert hier nur die Oberfläche, da er keine systematischen Fragestellungen konzipiert. Dazu sei das erste Kapitel: „Bibliotheken lesen“ zusammenfassend referiert: Wir werden über die speziellen Bestandsgruppen der Widener Library informiert, erhalten eine Interpretation von Giuseppe Arcimboldos Gemälde „Bibliothekar“ als Metapher für die Bibliothek, erfahren die Reflexionen des Autors zum Kosmos des Wissens der Welt, den die Bibliothek enthalten könnte, hören Klagen über die Informationsflut und wie man mit ihr umgehen soll („Diese Massen von Büchern – wer soll die Zeit haben, sie je zu lesen? [...] Wir werden komplett überschwemmt!“; S. 15); ferner referiert Battles Bibliotheksdefinitionen von Seneca bis Jacques Derrida, spricht über Einbände und die Verwendung von Pergament vorhandener Bücher für neue Einbände, so dass Texte zerstört wurden, informiert über Palimpseste, Zettel- und Onlinekataloge, Bibliotheksromane usw. Er nimmt das zufällige Vorschreiten bei der Suche nach Erkenntnis als generelle Methode und forscht nach Wendepunkten, die Veränderung markieren, und bei denen nach der „eigentlichen Bedeutung der Bibliothek“ gefragt wird (S. 28), ohne dass der Leser Antworten erhält. Die eigentlich gut formulierte Überschrift weckt die Erwartung nach einer Diskussion über die Probleme von Ordnungssystemen, wie sie Buchaufstellungen und Kataloge als grundsätzliche Themen für die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte stellen. Die Gedanken über den untauglichen menschlichen Versuch, sich die Wissensfülle einer Bibliothek durch Lektüre anzueignen, hätten intellektuelle Widerhaken bekommen können, wenn sie

mit den Fragestellungen etwa Hans Blumenbergs („Die Lesbarkeit der Welt“) behandelt worden wären.

Die weiteren Kapitel fahren in dem skizzierten Stil fort und teilen Wissenswertes aus der Welt(geschichte) der Bibliotheken mit. Dabei ist die Terminologie – vielleicht nur in der Übersetzung, ich habe die Originalausgabe nicht konsultiert – nicht immer glücklich: handelt es sich beim Zuwachs der Harvard-Bibliotheken um einen „Schwall von Büchern“ (S. 14) oder ist eher eine „Flut von Büchern“ gemeint? Ist Aristoteles als „Hauslehrer“ Alexanders d. Gr. (S. 34) korrekt benannt? (Im Englischen wäre das vielleicht ein „private tutor“.) Und der in Platons Dialogen sprechende Sokrates hätte sich nach seinem Selbstverständnis vermutlich entschieden gewehrt, wenn ihm „Unterrichten“ (S. 34) als Aufgabe zugeschrieben worden wäre.

Das Kapitel „Alexandria brennt“ behandelt Bibliotheken der Antike, vor allem ihre Zerstörung. Battles folgt hier der Anschauung einer Verfallstheorie, ähnlich wie sie die Historiographie lange vorgegeben hat. Mittelalter und Renaissance sind Gegenstand des Abschnitts „Das Haus der Weisheit“. Die Mitteilung, dass die mittelalterlichen Bibliotheken Europas „konservative Einrichtungen“ waren, „deren Interesse sich auf eine Hand voll in Ehren gehaltener Texte konzentrierte“ (S. 71), ist zu simpel und verkennt das Bildungsverständnis des Mittelalters so gründlich, dass Aufklärung an dieser Stelle keinen Sinn macht. Gut beschrieben werden die arabischen Bibliotheken und die Entwicklung der Wissenschaften unter dem Einfluss des Islam im Mittelalter. Dagegen hinterlässt die Folgerung: „Der Humanismus bezog seine frühe Energie und Autorität aus der Eitelkeit der Fürsten“ (S. 82) eher Ratlosigkeit. Im weiteren Verlauf beschreibt Battles den Aufbau bedeutender Sammlungen (Harvard-Bibliotheken, British Library u. a.), erörtert die durch die Technik stark intensiverte Druckproduktion des 19. Jahrhunderts, stellt dem Leser berühmte Bibliothekare, wie Antonio Panizzi und Melvil Dewey, vor, verweist auf den Aufbau der Zettelkataloge und zeichnet exemplarisch die Entwicklung des bibliothekarischen Selbstverständnisses nach. Der S. 171 genannte „helluo librorum“ ist aber kein „Literatur-Verschlinger“, da mit „helluo“ vielmehr ein Schlemmer oder Prasser bezeichnet wird; die Formulierung: „Bücher verschlingen“ müsste eher durch „libros devorare“ ausgedrückt werden.

Bei der Erörterung europäischer Verhältnisse wäre es dem Buch zugute gekommen, wenn sich Battles nicht allein auf englischsprachige Literatur gestützt hätte. Das gilt in besonderem Maße für die Darstellung der Zerstörung von Bibliotheken durch Krieg und Terror im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Denn für die als Beispiel herangezogene Bibliothek von Löwen ist Wolfgang Schivelbuschs Buch „Die Bibliothek von Löwen“ (München 1988) nach wie vor unerlässlich und für die Büchervernichtungen während der NS-Zeit, den Diebstahl von Sammlungen sowie die Niederbrennung von Bibliotheksgebäuden hätte ein Blick in die beiden Bände: Bibliotheken während des Nationalsozialismus. T. 1-2. Hrsg. von Peter Vodosek und Manfred Komorowski. Wiesbaden 1989-1992, zu einer differenzierteren Darstellung führen können.

Sehr umsichtig diskutiert Battles den Kontext zwischen Bibliothek und der Entwicklung von sozialem Bewusstsein, Stichworte sind: Diskriminierung von Schwarzen bei der Bibliotheksbenutzung in den Südstaaten der USA, Bildung durch Bücher sowie Verringerung des Analphabetismus durch Lesen. Aufschlussreich sind seine vermutlich wenig

bekanntem Hinweis auf die Buchheiligkeit im Islam und in der jüdischen Religion. Dagegen ist bei der Formulierung, dass sich Walter Benjamin „das Manuskript seines monumentalen *Passagen-Werks* unter den Arm klemmte und über die Pyrenäen floh, um den näher rückenden Faschisten zu entkommen“ (S. 231), nur der Hinweis auf die Flucht vor den deutschen Besatzungstruppen richtig, während Benjamin die Unterlagen zum *Passagen-Werk* sowie weitere Manuskripte Georges Bataille übergeben hatte, der Bibliothekar an der Bibliothèque Nationale war und die Materialien dort versteckte (vgl. Walter Benjamin: *Gesammelte Briefe*. Bd. VI. 1938-1940. Hrsg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Frankfurt a.M. 2000, S. 466 sowie: *Walter Benjamin: Das Passagen-Werk*. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Bd. 2. Frankfurt a.M. [1983], S. 1067 ff.). Benjamin nahm sich am 25.9.1940 im spanischen Port Bou in aussichtsloser Lage das Leben, da er fürchten musste, nach Frankreich zurückgeschickt zu werden. Battles weitere Spekulationen über das *Passagen-Buch* – von ihm als „Findling“ bezeichnet, den Benjamin „die steilen Berghänge hinaufschob, eine Welt, die er auf seinen von der Lektüre gebeugten Schultern trug“ (S. 232) – sind in der Sache unzutreffend und in ihrer verunglückten Metaphorik unpassend.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Werner Arnold
Herzog August Bibliothek
Postfach 1364
D-38299 Wolfenbüttel
E-Mail: arnold@hab.de

Das bibliothekarische Gedächtnis. Aspekte der Erinnerungskultur an braune Zeiten im deutschen Bibliothekswesen. Hrsg. von Sven Kuttner und Bernd Reifenberg. Marburg: Universitätsbibliothek, 2004 (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg; 119). 110 S. € 8.00 – ISBN 3-8185-0392-3

Der Sammelband bündelt mehrere Referate, die auf dem 2. Leipziger Kongress für *Information und Bibliothek* im März 2004 gehalten wurden. Die Beiträge von Sven Kuttner zu Joachim Kirchner, seiner Rolle im Dritten Reich und der Darstellung seiner Vita bei Ladislaus Buzás (1972) und derjenige von Bernd Reifenberg – ein Erfahrungsbericht über die Restitution geraubter Bücher jüdischer deutscher Provenienz – sind nützlich und fundiert, ragen freilich nicht aus der Legion der Einzeluntersuchungen zum Bibliothekswesen im Dritten Reich und seinen Nachwirkungen hinaus.

Wesentlich bedeutender sind die rezeptionsgeschichtlichen Studien von Peter Vodosek, Jürgen Babendreier und Manfred Komorowski, denn sie unternehmen sechzig Jahre nach Kriegsende, zwanzig Jahre nach den ersten – nur sehr zögerlich und verspätet einsetzenden – wissenschaftlichen Arbeiten zur Rolle der wissenschaftlichen Bibliotheken im Dritten Reich, und fünfzehn Jahre nach dem ersten Höhepunkt des Interesses einen umfassenden Blick zurück und ziehen eine kritische Bilanz auf die zunächst ausgebliebene und dann von manchen Senioren der Zunft ungnädig bekritzelte Fachgeschichtsforschung.

Mit gutem Recht sieht sich Peter Vodosek als Initiator einer qualitativ substanziellen und quantitativ erstmals nennenswerten Analyse des wissenschaftlichen Bibliothekswesens im Dritten Reich – war er es doch, der 1985 als Vorsitzender des *Wolfenbütteler Arbeitskreises für Bibliotheksgeschichte* vorschlug, die 5. Jahrestagung im Jahre 1988 dem Thema *Die Bibliotheken unter dem Nationalsozialismus* zu widmen. Die Reaktion war, wie kaum anders zu vermuten, nicht einhellig positiv. Die Skeptiker einer wissenschaftlichen Aufarbeitung entstammten, so wird rasch deutlich, sämtlich der Generation der Kriegsgeneration (wie im vorliegenden Fall der Tagungsplanung Gerhard Liebers); auf der anderen Seite sind hingegen bei weitem nicht durch die Bank alle vor 1930 geborenen Bibliothekare zugleich auch als ‚Verhinderer‘ einzustufen: Paul Raabe und Paul Kaegbein zählten 1985 durchaus zu den Unterstützern Vodoseks.

Jürgen Babendreier nähert sich den zumeist mehr als knappen Erwähnungen des Dritten Reiches in den älteren bibliotheksgeschichtlichen Darstellungen aus zunächst sprachpsychologischer Perspektive und konstatiert allerlei Urgewalten der Natur wie auch Anleihen bei der Mythologie, die als *Strudel* und *Erdbeben*, als *Sintflut* und als *Sodom und Gomorra*, niemals aber als persönlich zu identifizierende Handlung eines namentlich genannten Bibliothekars über die deutschen Bibliotheken hineingebrochen seien. Ob gezielt oder unbewusst – auf der sprachlichen Ebene spielte sich das Bibliothekswesen des NS-Regimes bis in die achtziger Jahre hinein sonderbar anonymisiert ab. Mit einigem berechtigtem Sarkasmus vermerkt Babendreier, dass ausgerechnet jene älteren Bibliothekshistoriker sich dieser entpersonalisierenden Camouflage befleißigten, die Bibliotheksgeschichte andernorts grundsätzlich als Personengeschichte ‚mit Fleisch und Blut‘ verstehen und stets durchaus von den ‚Männern an der Spitze der deutschen Bibliotheken‘ erzählen. „Nur während des Dritten Reiches sind es *die Stürme*“ (S. 28).

Über drei Jahrzehnte der Nachkriegsära hinweg sei, so Babendreier, der Nationalsozialismus im Fachdiskurs nicht existent gewesen; eine These, die er mit dem Fehlen entsprechender Schlagworte im Registerband der ZfBB für die Jahre von 1948 bis 1980 eindrücklich belegt¹. Erst unter dem Schlagwort *Bibliotheksgeschichte* finde sich, wiederum erst als Verweisung, das Schlagwort *Kriegsschäden*; *Kriegsschicksale*, was Babendreier zu der provokanten These führt, das deutsche wissenschaftliche Bibliothekswesen stelle die eigene Berufsgeschichte mehr aus der Opfer- als aus der Täterperspektive dar. Die eigenen Schäden und Verluste an Gebäuden und Buchbeständen würden unangemessen in den Vordergrund der Betrachtungen gerückt, während die Vernichtung des Judentums ausgeblendet werde – eine „moralische Erschütterung“ (S. 31) sei nicht feststellbar: „Die Katastrophe [...] setzt erst ein mit Krieg, Zerstörung und Niederlage. Für die Universitätsbibliothek Bonn ist sie z. B. taggenau benannt: *Die Katastrophe (18. Oktober 1944)* lautet die

¹ Bei einem Vergleich des ZfBB-Registerbandes mit demjenigen von BuB erweist sich, wie auch an mehreren anderen Stellen, die weitaus frühere, offensivere und bekennendere Herangehensweise des Öffentlichen Bibliothekswesens an die eigene Berufsgeschichte.

Überschrift eines Kapitels erlebter Bibliotheksgeschichte. Nicht die massiven politischen und rassistischen Eingriffe von Partei und Staat in das Personal- und Verwaltungsgefüge, nicht Zensur und Bücherverbrennung, nicht ideologische Instrumentalisierung und Bevormundung werden als Katastrophe empfunden, schon gar nicht Judenverfolgung und -vernichtung, sondern allein der materielle Schaden, die immensen Buch- und Bibliotheksverluste im Bombenkrieg“ (S. 49)².

Hier urteilt Babendreier nach meiner Einschätzung ausnahmsweise einmal ungerecht gegenüber der älteren Garde deutscher Bibliothekare und Bibliothekshistoriker. Hätten jeder fachspezifischen Studie der fünfziger und sechziger Jahre zunächst einige Betroffenheitspräliminarien vorangestellt werden sollen? Bibliothekare sammeln nun einmal Bücher; und es kann kein einschneidendes und zugleich berufsfachlich einschlägigeres Katastrophenereignis geben als den Verlust der Bücher und der sie aufnehmenden Gebäude. So ist es ganz nahe liegend, dass zunächst einmal dieses spezifischste aller Themen im Verhältnis von Nationalsozialismus bzw. Krieg und Bibliotheken abgehandelt wird. Die weiteren von Babendreier genannten Themen sind kaum minder gravierend (mitunter – Ermordung jüdischer Bibliothekare – freilich völlig unvergleichbar), aber sie sind kein Charakteristikum des Bibliothekswesens, sondern Determinanten der Gesamtgesellschaft im Dritten Reich. Gleichwohl: die von Babendreier sehr überzeugend belegte alleinige Opferperspektive, aus der heraus ein Blick zurück geschah, macht die deutschen wissenschaftlichen Bibliothekare auch durch das Ausbleiben jeglicher Täterperspektive zu die Vergangenheit ebenso selektiv Wahrnehmenden wie die Vertreter anderer Berufssparten der deutschen Gesellschaft auch.

Die Zuwendung zur eigenen Fachgeschichte zwischen 1933 und 1945 habe, so Vodosek, mittlerweile zwar respektable Ergebnisse gezeitigt, es sei indes nicht zu leugnen, „dass auch heute noch nicht von einem befriedigenden Zustand die Rede sein kann“ (S. 21). Verschärft sogar schätzt Jürgen Babendreier die Lage ein: während in der Geschichtswissenschaft hinsichtlich der NS-Epoche grundsätzlich die Einschätzung *Soviel Erinnerung war nie* gelte, habe die einschlägige Forschungsintensität im Bibliothekswesen „eher nachgelassen, der bibliothekarische Diskurs über die eigene Geschichte, er drohe zu versiegen“ (S. 24). Es ist nicht nachzuvollziehen, wie die beiden Autoren zu dieser Einschätzung gelangen, die von im selben Sammelband von Manfred Komorowski anhand einer Durchsicht der *Bibliographie der Buch- und Bibliotheksgeschichte (BBB)* annähernd empirisch widerlegt werden kann – seien doch zwischen 1988 und 2003 sehr wohl „zahlreiche wichtige Einzeluntersuchungen“ (S. 57) erschienen. Auch ein eigenes Auszählen der Auswahlbibliographie, einem Annex zum Aufsatz Komorowskis, bestätigt diese eher optimistische Sicht. Von den hier verzeichneten 127 Arbeiten wurden 30 in den achtziger Jahren vorgelegt, 63 in den neunziger Jahren und bereits 34 in den Jahren von 2000 bis 2004. Rechnet man die Literaturproduktion dieses Jahrfünfts auf die Jahre bis 2009 hoch, so erweist sich, dass von einer Baisse des Forschungsthemas *Nationalsozialismus im wissenschaftlichen Bibliothekswesen* keine Rede sein kann.

Mehrfach werden die widrigen Zeitläufte, die einer Beschäftigung mit der eigenen Fachgeschichte vermeintlich

so unfreundlich gegenüberstünden, beklagt. Die „geradezu übermächtige Akzentuierung des Berufsbildes auf betriebswirtschaftliche Arbeitsfelder“ habe, so Kuttner und Reifenberg bereits in ihrem Vorwort, zu einer „'Enthistorisierung' der bibliothekarischen Welt geführt“. Die gegenwärtige Akzentuierung von informationstechnischen und betriebswirtschaftlichen Inhalten sei, so auch Peter Vodosek, „von manchen progressiven Vertretern des Berufsstandes“ in den bibliothekarischen Ausbildungsstätten zugleich als „Entrümpelung“ des Curriculums verstanden worden. Sonderbar gleichwohl, so möchte man einwenden, dass dennoch weiterhin bibliothekshistorische Untersuchungen erscheinen und die Resonanz auf die hier gedruckt vorliegenden Referate in Leipzig enorm war. Bibliotheksgeschichte in toto ist derzeit sehr wenig en vogue und mit Untersuchungen, die Epochen vor dem 20. Jahrhundert behandeln, lässt sich in der Tat wenig Aufsehen erregen; Studien zum Dritten Reich jedoch, insonderheit in Verbindung zu jüdischen Sujets, finden allzeit Bearbeiter, publikationsfreudige Redaktionen und interessierte Leser.

Ob nicht aber auch die Rezeption der ‚frühen‘ Werke der achtziger Jahre, namentlich derer von Toussaint und Happel, abschreckend auf die jüngere und jüngste Generation von Bibliothekshistorikern gewirkt haben mag? Mit NS-Untersuchungen, so erhellen die Beiträge, macht man sich als Autor in aller Regel kaum Freunde, sitzt man doch stets zwischen allen Stühlen. Dem *Arbeitskreis kritischer BibliothekarInnen (AKRIBIE)* und seinem ultralinken Organ *Laurentius* gingen alle Anstrengungen nie weit genug (S. 15): Happel besitze zudem zu wenig sprachliche Distanz zu den Quellen der NS-Zeit und verwende dasselbe utilitaristische, also leistungsorientierte Vokabular (S. 43 f.).

² Ebenso Komorowski (S. 53): „Das berufliche Interesse der wissenschaftlichen Bibliothekare konzentriert sich auf materielle, nicht auf geistige Zerstörungen. Nicht die Vernichtung von Menschen, sondern von Büchern und Bibliotheksbauten ruft Erschütterungen hervor.“ – An dieser Stelle darf zumindest beiläufig daran erinnert werden, dass die Aufarbeitung der Bibliotheksgeschichte der DDR nach sehr ähnlichen Gesetzen abläuft: zum einen findet sie schlichtweg nicht statt; qualitativ wie quantitativ liegen 15 Jahre nach dem Ende der DDR (vergleichbar also mit dem Jahr 1960 im Hinblick auf das gesamtdeutsche Erbe des NS-Bibliothekswesens) kaum anspruchsvolle Studien vor. Die wenigen pensionierten Fachvertreter, die sich nach 1990 geäußert haben (vgl. etwa Friedhilde Krause: Ich habe das Beste gewollt..., in: *Laurentius* 9 [1992] H. 1, S. 7-24) taten dies mit ebensolcher Larmoyanz wie der bekannten Dominanz materieller Aspekte. Von vereinigungsbedingt abgewickelten Bibliotheken und vernichteten Beständen ist da die Rede, kaum jemals aber von ideellen Verlusten, die das Bibliothekswesen der DDR durch Schikanen, Willkür und Repression erlitt (zu den wenigen Ausnahmen zählt Karl Schubarth: Die Sperrbibliothek. In: *Das Stichwort* [Berlin] 35, H. 4, 30. Dez. 1991, S. 40-42). Die mittlere Generation hält sich seit der Wiedervereinigung reserviert, mutmaßlich auch, um ältere Kollegen nicht zu desavouieren und die eigene Karriere nicht zu gefährden (vgl. auch Komorowski, S. 54).

Auf der anderen Seite waren die ‚bürgerlichen‘ Rezensionen der achtziger und beginnenden neunziger Jahre noch weit weniger geeignet, Forschungsfreude bei den Nachwachsenden aufkommen zu lassen. Dankenswert erinnern Babendreier und Komorowski an die mehreren arroganten, ja demütigenden Besprechungen der Arbeiten von Toussaint und Happel durch unter anderem Hartwig Lohse und Severin Corsten. Wenn auch heute nicht mehr mit derlei besserwisserischen und bornierten Reaktionen derer, die meinten, die eigene Zeitgenossenschaft allein gestatte ihnen ein gültiges Urteil, zu rechnen sein dürfte, so stellen diese Rezensionen doch einen mehr als traurigen Tiefpunkt in der Bibliothekshistoriographie dar. Es kann an dieser Stelle nicht aus jenen Besprechungen zitiert werden (dies besorgt Babendreier hinreichend); hingewiesen werden soll allein auf die wahrhaft infame Bemerkung Lohses, man müsse sich nicht wundern, „dass Lehrstühle [wie jener Kaegbeins für Bibliothekswissenschaft an der Uni Köln], an denen solche Arbeiten entstehen [wie jene Happels], nicht erweitert, sondern eliminiert werden.“ Eine Mitschuld also Happels an der Abwicklung des Studiengangs? Motivierend wirken derlei Vernichtungsschläge wohl nicht. Grundsätzlich passte den ‚Alten‘ die moralische Wertung der ‚Jungen‘ nicht: neutral sollten die Studien sein, objektiv, wertfrei und sachlich. Wer sich anmaßte, bibliothekarische Verhaltensweisen zwischen 1933 und 1945 einzuordnen, moralisch zu bewerten, erfuhr die harsche Kritik der Erlebnisgeneration und wurde zumindest der unangemessenen Polemik geziehen (wenn man sich nicht gar weitaus herablassendere Voten einhandelte; vgl. S. 42).

Selten waren innerhalb der bibliothekshistorischen Literatur in den vergangenen Jahren so wenige Seiten derart lesenswert und erkenntnisreichernd.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Martin Hollender
Staatsbibliothek zu Berlin –
Preußischer Kulturbesitz
D-10785 Berlin
E-Mail: Martin.Hollender@sbb.spk-berlin.de

Volker Fritz Brüning: Bibliographie der alchemistischen Literatur. Bd. 1: Die alchemistischen Druckwerke von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahr 1690. München: K.G. Saur, 2004. XII, 500 S., 11 Abb., gebunden. € 248.00. – ISBN 3-598-11603-9

Die *Bibliographie der alchemistischen Literatur* wurde auf drei Bände veranschlagt. Greifbar ist nun der erste Band, der Titelmateriale aus den 1470er Jahren bis in das Jahr 1690 in chronologischer (innerhalb der Jahresabschnitte in alphabetischer) Folge versammelt. Ein Autoren- und Anonymaregister fehlt. Alle Historiker, die quellenkundliche Recherchen gewöhnlich via Verfassernamen und Anonymatitel voranzutreiben gewöhnt sind, wird also der vorliegende Band zunächst wohl eher an ein Buch mit sieben Siegeln als an eine Bücherkunde gemahnen, die ein möglichst rasches Eindringen in die gewaltigen Alche-

micamassive des frühneuzeitlichen Europa zu erleichtern hätte: Eine chronologische Ordnung des Titelmateriale kann sich bei Personalbibliographien oder bei Bibliographien, die inhaltlich und quantitativ eng begrenzten (etwa bestimmten Substanzen) oder vom Gott Chronos (etwa Kalendern und Kometen) geprägten Sachbereichen gewidmet sind, durchaus sachgerecht ausnehmen, – nicht aber bei einem komplexen Kulturphänomen wie der Alchemie. Nicht von ohngefähr sollte G. F. Ch. Fuchsens *Repertorium der chemischen Litteratur* (1806/12)¹ keine Nachfolge finden.

Bereits ein flüchtiges Blättern in Brünings *Bibliographia Alchemica* (Kolumnentitel) bestätigt die alte Ansicht, daß die frühneuzeitliche Alchemica-Druckproduktion von vier Hauptrichtungen alchemisch-naturkundlichen Strebens formiert worden ist, nämlich (1.) von der Alchemia technica (faßbar etwa in Berg-, Probier- und Kunstbüchern), (2.) von der Alchemia transmutatoria metallorum (vorab bekundet in Schriftenfluten zur ‚Goldkunst‘), (3.) von der Alchemia medica (Chemiatrie) und (4.) von der Alchemia mystica (bezeugt in theoalchemischen Texten). Brüning hingegen erblickt in „Alchemie“, offenbar esoterisch befeuert, jedenfalls historisch-kritisch unbekümmert, nichts als ein „ganzheitliches Denken“ (S. V).

Gewiß kann die *Bibliographia Alchemica* aufgrund der schiereren Zahl der hier versammelten Titel zunächst beeindruckend, ja ist man aufgrund der 2 670 jeweils mit einem Eintrag bedachten Drucke vielleicht geneigt, dem Verlagsurteil beizustimmen und in dem vorliegenden Werk „die erste auf Vollständigkeit angelegte Bibliographie“ des alchemischen Schrifttums überhaupt zu rühmen. Allein schon angesichts des stillschweigenden (!) Ausschlusses der handschriftlichen (im Druckzeitalter durchaus gewichtig gebliebenen) Alchemicaüberlieferung kann jedoch von einer angestrebten „Vollständigkeit“ bzw. von einer „Gesamtbibliographie auf dem Gebiet der Alchemie“ keine Rede sein. Zum anderen sollte man keinen Anspruch auf „Vollständigkeit“ erheben, wenn man selbst bei mühelos lösbaren Fällen auf die Ermittlung bestimmter Drucke einfach verzichtet, etwa wenn auf dem Titelblatt einer anonymen *Revelation of the Secret Spirit* samt Erläuterungen von „John Baptist Lambye“ (London 1623; Nr. 1378) zu lesen ist, daß es sich um eine Übersetzung handele: Nach der Vorlage des *Revelation*-Übersetzers, nämlich der *Esposizione di Giovanbatista Agnello* (1566)², sucht man in der *Bibliographia Alchemica* vergeblich. Und schließlich wäre der Weg zur „Vollständigkeit“ einmal mit manchen Alchemica zu pflastern, deren Existenz von Brüning oftmals behauptet, aber nicht nachgewiesen wird, zum anderen mit etlichen weiteren (aufgrund heuristischer Defizienzen in der *Bibliographia Alchemica* unerwähnten) Drucken³.

¹ Georg Friedrich Christian Fuchs: *Repertorium der chemischen Litteratur von 494 vor Christi Geburt bis 1806 in chronologischer Ordnung aufgestellt*. Bde. 1/2. Jena/Leipzig 1806/12.

² *Esposizione di Giovanbatista Agnello [...] sopra vn libro intitolato Apocalypsis spiritus secreti*. London: Giovanni Kingston für Pietro Angelino 1566 (Expl. London, BL).

³ Angesichts der Vielzahl unverzeichneter Alchemica muß hier auf Titelangaben und Standortnachweise verzichtet werden.

Einerseits blieben etliche Alchemica unerfaßt, andererseits stößt man in der *Bibliographia Alchemica* immer wieder auf Nichtalchemica: Ob man A. Etzlers *Isagoge* (Nr. 1544) und andere frühneuzeitliche Schriften zur Signaturenlehre zum Alchemicabestand zählen darf, kann man bezweifeln; und was Schriften zur medikamentösen Therapie menschlicher Krankheiten betrifft, so gehören chemiatriisch tingierte Arzneibücher in eine Alchemicabibliographie, nicht aber N. Wincklers *Kreüter Chronica* (Nr. 0506) und weitere galenistisch geprägte Werke. Keinesfalls um Alchemica aber handelt es sich bei dem *Pimander* (Nr. 0090, 0105 u.ö.), *Centiloquium* (Nr. 0040, 0041) und anderen Texten des Hermes-Trismegistus-Corpus, bei bestimmten Schriften R. Lulls (Nr. 0684, 1618 u.ö.) oder aus Lullistenfeder (Nr. 1307, 1395), bei den byzantinischen *Kyraniden* (Nr. 0401, 0814) oder Marbods Lehrgedicht *De lapidibus* (Nr. 0167, 0168). Da werden S. Franck (Nr. 1291, 1292), V. Weigel (Nr. 1276-1278), J. Böhme (Nr. 1585, 1868), J. V. Andreae (*Turbo*: Nr. 1126; *Menippus*: Nr. 1172, 1173, und weitere Schriften) oder T. Boccalini (Nr. 1078, 1130 u.ö.) zu Alchemicaverfassern ernannt, gelten die frühen Rosenkreuzermanifeste, etliche Zeugnisse der Rosenkreuzerdebatte oder theologische Streitschriften als Alchemica⁴, ganz zu schweigen von mantischen Werken⁵. Es versteht sich, daß auch einige einst gelegentlich alchemisch gedeutete Nichtalchemica nicht fehlen, etwa die spätantike Dichtung *De ave Phoenix* des Laktanz (Nr. 2486) oder die *Hypnerotomachia Poliphili* (Paris 1600; Nr. 0754); das *Argonautica*-Epos paradiert allen Ernstes als ein Grundwerk der alchemischen Theorie (Nr. 0122).

Ob seine Titelaufnahmen und druckkundlichen Angaben auf Autopsie beruhen, läßt Brüning im Unklaren; eventuell konsultierte Exemplare wurden nicht gekennzeichnet. Im übrigen frappieren die Titelaufnahmen durch unbekümmerte Uneinheitlichkeit: ‚Diplomatische‘ (auf’s Faksimile schielende) Zeichentreue (Wiedergabe von Schriftart und -größe, Virgeln, ja selbst bestimmter Abkürzungszeichen; Zeilenfall-Markierung) wechselt mit sorgloser Vorlagenferne, faßbar etwa in ‚normalisierten‘ Kurztiteln. Bei Stichproben stößt man ungewöhnlich häufig auf Lese- und Übertragungsfehler, gelegentlich auch auf ungekennzeichnete Auslassungen (Nr. 0415, 0453, 2153, 2174 u.ö.).

Gewöhnlich sucht man eine Schrift unter dem Verfassername; Brüning hingegen erfaßte manche Paracelsica (Nr. 0337, 0355, 0356, 0443, 0453, 0454, 0463), aber auch andere Schriften (Nr. 0740, 0869-0871, 0941) unter Herausgeber- bzw. Übersetzernamen (Nr. 2318). Durchaus unbefriedigend nimmt sich auch die Aufnahme von Textsammlungen aus, weil sie oft nur unter dem Namen des Verfassers des erstplacierten Werks oder unter dem Herausgebernamen katalogisiert worden sind, ebenso die uneinheitliche Behandlung der Vorworte, Lobgedichte und anderer Paratexte, über die die *Bibliographia Alchemica* entweder gar nicht, teilweise oder eben vollständig informiert.

Ein häufiges Ärgernis sind Verstümmelungen von Personennamen. So kommt der Arzt Michael Puff (aus Schrick) als „Martin Schrick“ (Nr. 0128) und der Theoalchemiker Raphael Egli als „Rudolph Eglin“ daher (Nr. 1129), kann sich der Arzt Daniel Mögling des Vornamens „Raymund“ erfreuen (Nr. 1216, 1272), erscheinen die Paracelsisten G. Phaedro, G. Forberger und Johann Albrecht (Wimp-

naeus) als „Phaedron“ (Nr. 1007, 1008), „Forberg“ (Nr. 0964) und „Wimpfen“ (Nr. 0416); auch U. Eco („Ecco“; S. VIII, Nr. 0951) und andere ‚Moderni‘ blieben von solchen Unbildern nicht verschont.

Wer sich von der *Bibliographia Alchemica* buchkundlich weiterführende Informationen erhofft, dürfte enttäuscht sein. Bereits bei Stichproben fällt nämlich auf, daß beispielsweise Titelausgaben keine sonderliche Aufmerksamkeit gilt⁶ und auch bei sonstigen bibliographischen Angaben immer höchste Vorsicht geboten ist: So kann etwa der Druck von B. Schnurrs *Kunst- und Wunderbüchlein* (Frankfurt/M. 1615) durchaus nicht als „erste Ausgabe“ gelten (Nr. 1118), sondern die Ausgabe Frankfurt/M.: A. Humm 1614 (fehlt Brüning). Und es versteht sich, daß der Traktat *Vom großen Stein der Uralten* des Basilius Valentinus keineswegs 1602 (Nr. 0783), sondern bereits 1599 (Eisleben: B. Hornigk; fehlt Brüning) und 1600 (Abdruck im *Aureum vellus*; Nr. 0753) seinen bestsellerartigen Siegeszug begann.

Solche textgeschichtlichen Falschinformationen bilden keine Einzelfälle. Entgegen Brüning wurde beispielsweise die *Tabula smaragdina* keineswegs erstmals 1541 gedruckt (Nr. 0220), sondern bereits in einem *Secreta secretorum*-Abdruck (ed. A. Achillini, Bologna 1501). Auch fiel die „erste Ausgabe“ eines alchemischen Briefs des Arztes G. Etschenreutter an G. Grataroli mitnichten in das Jahr 1614 (Nr. 1090), sondern befand sich bereits mit Erscheinen zweier Bernardus-Trevisanus-Ausgaben (Straßburg 1567, Nr. 0382; Oberursel 1598, Nr. 0718) und einer Bernardus-Trevisanus-Übersetzung (Leipzig 1605; Nr. 0871) auf dem Markt. Oder J.M. Stillers *Chimischer Natur-Spiegel* gelangte erstmals Osterode 1681 in Druck (fehlt Brüning), nicht etwa Hannover 1683 (Nr. 2553), wie auch Floretus' à Bethabor *Traum-gesicht/ Welches Ben-Adam [...] gehabt*, erstmals Amsterdam 1648 erschien (fehlt Brüning) und nicht Hamburg 1682 (Nr. 2505).

Unzutreffende Informationen durchsetzen auch manche gelegentliche Angabe Brünings zum bibliographischen Schicksal bestimmter Drucke, etwa wenn es auftrumpfend heißt, dieses oder jenes Werk sei in keiner einschlägigen Bibliographie zu finden⁷, ja sei „gänzlich unbekannt ge-

⁴ J. Gretser (Nr. 0851), Philopistius Agricola (Nr. 1539), S. Pomarius (Nr. 2365).

⁵ Siehe z. B. Nr. 0793, 2046: R. Goclenius; Nr. 2340: J.F. Helvetius.

⁶ Unerwähnt etwa bleibt der Umstand, daß die „zweite Ausgabe“ einer Alchemicasammlung Frankfurt/M.: N. Stein 1610 (Nr. 0971, s.v. Elucidatio) eine Titelausgabe des Drucks Frankfurt/M.: N. Stein 1602 (Nr. 0773, s.v. Lullius) bietet. Ferner findet man J. Grasses *Bauer* in der Ausgabe Straßburg 1619 (Nr. 1294) nicht etwa als eine Titelausgabe, sondern als einen „identischen Nachdruck“ der Ausgabe Straßburg 1618 (Nr. 1244) klassifiziert und bleibt eine weitere *Bauer*-Titelausgabe (Nr. 1956, 1957) unvermerkt.

⁷ Andreas Libavius, *Novus [...] tractatus*, Frankfurt/M. 1599 (Nr. 0730); siehe aber z. B. Die Alchemie des Andreas Libavius [...]. Hrsg. vom Gmelin-Institut. Weinheim 1964, S. 81, Nr. 17.

blieben“ bzw. „bisher nirgends belegt“⁸ oder „sonst nicht nachzuweisen“⁹. Hinzu gesellen sich manche zweifelhaften Datierungen¹⁰.

Manchen Titelaufnahmen wurden (typographisch abgesetzte) Notate angeschlossen, anderen nicht: Über die Notatexistenz entschied jeweils nichts als blanke Willkür. Den Anfang machen aber stets durchaus nützliche Standortnachweise (mit Signaturangabe); ansonst fiel die inhaltliche Beschaffenheit dieser Notate beliebig und uneinheitlich aus. Die Notate charakterisieren fast immer mangelhafte Kenntnisse einschlägiger Untersuchungen und stupende Arglosigkeiten gegenüber historisch-kritisch unbesorgten Gewährsleuten. So geht es selbst in elementarsten Bereichen, etwa auf biographischem Felde, nicht ohne gravierende Irrtümer ab. Da wird beispielsweise Alanus, eine umrätselte alchemische Autorität¹¹, umstandslos mit Alanus ab Insulid identifiziert (Nr. 0477, 0578), oder wird „Paulus Metissus [!]“ für ein Pseudonym von P. Schede gehalten (Nr. 0673); da wird im Namen des Alchemicapublizisten Ph. Morgenstern ohne Federlesens ein Pseudonym erkannt (Nr. 1062) und kommt Bartholomäus Carrichter wieder einmal als (vermeintlicher) „Philomusus Anonymus“ daher (Nr. 2269)¹²; da findet man bestimmte Schriften des Pseudonymus „Hisaias sub Cruce Ath.“ arglos Zimpert Wehe (statt dem Arzt Isaak Habrecht) zugesprochen (Nr. 1315, 1315a)¹³ oder wird behauptet, der Alchemiker Michael Mayr (Nr. 2130) sei mit seinem berühmten Namensvetter identisch¹⁴. Zunächst will man seinen Augen nicht trauen, wenn man selbst über durchaus bekannte Gestalten der deutschen Wissenschaftsgeschichte oder bestimmte Schriften schieren Unsinn liest¹⁵ oder erfährt, daß über den alchemoparacelsistischen Publizisten B. Figulus „kaum etwas bekannt“ sei (Nr. 2513)¹⁶. Daß die eingeschlossene Identifikation des Monogrammisten J.F.H.S. mit einem „Johann Harprecht“ (statt mit dem böhmistischen Theoalchemiker Johann Hartprecht¹⁷) arglos fortgeschleppt wird (Nr. 1902, 1922, 1958 u.ö.), kann da kaum mehr überraschen. Allenfalls befremdet vielleicht noch die verblüffende (wie fast immer ohne Nachweise bzw. argumentativen Rückhalt vorgetragene) Behauptung, der französische Alchemoparacelsist Israel Harvet sei mit Guillaume Baucinet identisch (Nr. 0824, 0828)¹⁸, mehr vielleicht noch die Tatsache, daß in der *Bibliographia Alchemica* nicht weniger als drei Autoren: nämlich (1.) der Arztalchemiker Johannes Rhenanus (Nr. 1437, S. 263: „Rhenanius“) alias H(ermannus). C(ondeesyanus). D(octor). (Nr. 1194, 1243), (2.) der Alchemiker und Jurist Johann Grasse (Nr. 1194, 1244, 1432, 1436, 1437 u.ö.: „Johann Grasshoff“) alias Johannes Chortolassaeus und (3.) der alchemoparacelsistische Wiedertäufer Johann Walch (Nr. 1955) – , als ein und dasselbe Verfassergespenst figurieren¹⁹.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, solche und andere Irrtümer, gewisse Lücken, geschweige denn die unziemlich vielen Uneinheitlichkeiten oder Druckversehen zu dokumentieren. Doch ergab sich aus etlichen Stichproben immer wieder der Befund, daß die Notate hinter den Informationen gediegener Lexika oder einschlägiger Publikationen oft weit zurückfallen, daß man statt auf biobibliographisch Wichtiges oder Weiterführendes oft nur auf Belangloses, ja auf krause Nachrichten oder krasse Falschangaben stößt, jedenfalls selbst von einer besonnenen Bilanz bisherigen Wissens, auch des zweifelhaften, keine Rede

sein kann: Seriöse Ergebnisse der neueren historisch-kritischen Forschung einschließlich biobibliographischer Resultate in einschlägigen Editionen oder Untersuchungen fanden selten Niederschlag.

⁸ Barent Coenders van Helpen, *Escalier des sages*, Groningen 1686 (S. VI, Nr. 2596); siehe aber z. B. William Jerome Wilson: *Catalogue of Latin and Vernacular Alchemical Manuscripts in the United States and Canada*. Brügge 1939 (Osiris; 6), S. 219.

⁹ Johannes Francus, *Discursus*, Bautzen 1616 (Nr. 1140): Befindlich nicht nur in der BPH Amsterdam, sondern auch in der StB Lübeck und der SuUB Frankfurt/M. – *Lux lucens in tenebris*, o.O. 1668 (Nr. 2171): Nachweisbar nicht nur in der „Bibliotheca Danica“ (1886), sondern durchaus greifbar in der SUB Hamburg.

¹⁰ Beispielsweise fiel es Brüning nicht auf, daß man eine Ausgabe von Alexander von Suchtens *Mysteria gemina antimoni* aus dem Verlag von Paul Fürsts Witwe und Erben keinesfalls ins Jahr „1604 (?)“ datieren kann (Nr. 0839), sondern in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts (siehe Nr. 2589, 2590), oder es sich bei der in die Jahre 1604 (Nr. 0820), 1610 (Nr. 0964a) und 1620 (Nr. 1321) datierten *Alchymia vera*, hrsg. von I.P.S.M.S. (o.O. o.J.), um ein und denselben Druck handeln dürfte.

¹¹ Siehe z. B. Art. Alanus. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Bd. 11/Lieferung 1 (2000) Sp. 30-34.

¹² Zur Verfasserfrage siehe *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Hrsg. von Walther Killy. Bd. 2 (1989), S. 374 f., s.v. Carrichter; *Corpus Paracelsisticum*, Bd. II: *Der Frühparacelsismus*. Zweiter Teil. Hrsg. von Wilhelm Kühmann und Joachim Telle. Tübingen 2004 (Frühe Neuzeit; 89), s.v. Philomusus, besonders S. 398-400 (mit weiterer Lit.).

¹³ Siehe dazu etwa Carlos Gilly: *Cimelia Rhodostauritica*. Die Rosenkreuzer im Spiegel der zwischen 1610 und 1660 entstandenen Handschriften und Drucke. 2. verbesserte Auflage. Amsterdam 1995, S. 137.

¹⁴ Siehe dazu etwa Erik Leibenguth: *Hermetische Poesie des Frühbarock*. Die „Cantilenae intellectuales“ Michael Maiers. Edition mit Übersetzung, Kommentar und Bio-Bibliographie. Tübingen 2002 (Frühe Neuzeit; 66), S. 532 f., Nr. 78.

¹⁵ Nach Mitteilungen Brünings edierte Georg Joachim Rheticus Schriften Johann Keplers (Nr. 0413), agierte Andreas Libavius als Mitglied einer „Medizinischen Akademie“ Kaiser Rudolfs II. (Nr. 0882) oder handelt es sich bei den *Opuscula* des deutschen Paracelsisten G. Phaetro um Übersetzungen aus dem Griechischen (Nr. 1007).

¹⁶ Siehe aber z. B. Art. Figulus. In: *Literaturlexikon* (Anm. 12), Bd. 3 (1989), S. 377 f. (mit weiterer Lit.).

¹⁷ Siehe Joachim Telle: Zum „Filius Sendivogii“ Johann Hartprecht. In: *Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*. Hrsg. von Christoph Meinel (Wolfenbütteler Forschungen; 32). Wiesbaden 1986, S. 119-136.

¹⁸ Dabei lassen bereits die Titelblätter von I. Harvets *Defensio chymiae* mit *Notationes* von G. Baucinet (Paris 1604; Nr. 0828) oder Jean Riols d.J. ‚an Harvet und Baucinet‘ gerichtete *Apologia* (Paris 1604; Nr. 0821) in Verfasserfragen nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

¹⁹ Zu J. Rhenanus siehe etwa Bruce T. Moran: *The alchemical world of the German court. Occult philosophy and chemical medicine in the circle of Moritz of Hessen (1572-1632)*. Stuttgart 1991 (Sudhoffs Archiv; Beiheft 29), s.v. Rhenanus. Zu Grasse siehe *Literaturlexikon* (Anm. 12), Bd. 4 (1989), S. 316, s.v. Grasse.

Ohne alle Rücksicht auf seriös Machbares, bar allen Augenmaßes für's einem einzelnen Menschen Mögliche suchte sich Brüning eine Last aufzuladen, die kein Herkules oder Atlas schultern könnte. Ein strikter Verzicht etwa auf alle text-, personen- und wissenschaftsgeschichtlichen Notate zugunsten gründlicher Druckermitteilungen, sorgfältiger Titelaufnahmen und präziser Angaben zum Textbestand hätte den Gebrauchswert der *Bibliographia Alchemica* gewiß erhöht und vielleicht die zahlreichen Druck- und Übertragungsteufeleien auf ein erträgliches Maß verringert. So aber erinnert die *Bibliographia Alchemica* an ein Telefonbuch, bei dem man sicher sein kann, daß ein Großteil seiner Telefonnummern zumindest eine unzutreffende Ziffer birgt. Nun gibt es wohl kaum eine Bibliographie, der es an buchkundlich förderlichen Informationen gänzlich gebricht. Dies gilt auch für die *Bibliographia Alchemica*, die freilich allerorts zeigt, daß dem K.G. Saur-Verlag (München), der sich bekanntlich mancher biobibliographischer Großtat rühmen kann, nicht im mindesten an einer Mindestqualität gelegen gewesen ist. Ob uns die Folgebände eines Besseren belehren?

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Joachim Telle
In der Aue 17
D-69118 Heidelberg

Marie-Renée Cazabon: UNIMARC: manuel de catalogage, monographies, publications en série, musique imprimée, documents électroniques. Marie-Renée Cazabon; avec la participation de Maria Witt; préf. de Marcelle Beaudiquez et Marc Chauveinc. 2^e éd. mise à jour et augmentée. Paris: Ed. du Cercle de la Librairie, 1999. 444 S. (Collection Bibliothèques) – ISBN 2-7654-0746-0

„Fini la guerre de religion du catalogage et des formats!“ schreibt Marc Chauveinc im Vorwort zur ersten Ausgabe des Buches. In der Tat hat die frühe Entscheidung (1982) des französischen Kulturministeriums, UNIMARC als Datenformat für das einstige Netzwerk LIBRA (Kommunalbibliotheken und Ausleihbibliotheken der Départements) anzuwenden, wesentlich zu einer für Frankreich äußerst positiven Entwicklung beigetragen. Heute wenden nicht nur die Bibliothèque nationale de France, sondern auch alle im Katalogverbund von ABES zusammengeschlossenen Hochschulbibliotheken UNIMARC an. Dieses lange Zeit als Austauschformat und Orientierung für andere Formate verwendete Datenformat ist gleich MARC21 zu einem „format de communication“ geworden, wie Marcelle Beaudiquez sagt (S. 14). Unter den MARC-Anwendern folgte 1999 rund die Hälfte dem angloamerikanischen MARC, ein Viertel UNIMARC und ein weiteres Viertel nationalen MARC-Varianten. UNIMARC hat damit unter den Datenformaten einen Platz errungen, den mancher ihm 1977, als IFLA die erste Version veröffentlichte, nicht zugetraut hätte.

Marie-Renée Cazabon gibt im ersten Teil des Buches einen anschaulichen Überblick über die Geschichte der bibliographischen Datenformate seit den ersten Versuchen der Library of Congress Anfang der 60er Jahre. Dem Ziel, national oder auch international zu einem einheitlichen Format oder doch zumindest zu kompatiblen Formaten zu kommen, galten zahlreiche Versuche. Immer stand die Absicht im Vordergrund, Daten anderer im eigenen elektronischen Katalog weiterverwenden zu können. Vor allem die mangelnde Flexibilität von Software hat aber oftmals die Anwendung ganz anderer Internformate erzwungen, deren Kompatibilität mit den vereinbarten Austauschformaten nicht selten unzureichend war.

UNIMARC, das eine Weiterentwicklung des in den 70er Jahren in Japan, Taiwan und Südafrika entwickelten internationalen Formats SUPERMARC ist, kann heute als das Format gelten, das sich zur Aufnahme bibliographischer Daten aus fremden Formaten am besten eignet. Es kann sowohl flache Strukturen, wie sie MARC21 vorgibt, als auch hierarchische und andere Verknüpfungen, wie sie nicht zuletzt MAB möglich macht, abbilden. Die IFLA hat sich – nach ausführlichen Analysen und dem Vergleich der international dominierenden Formate – für UNIMARC entschieden und unterstützt seine Pflege und Weiterentwicklung im Rahmen des UBCIM (Universal Bibliographic Control and International MARC Programme, heute IFLA UNIMARC Core Activity).

Im zweiten Teil führt Cazabon in die Struktur des Formats ein. Hier ist es sinnvoll, die jeweils aktuelle Formatbeschreibung mit heranzuziehen, die vor allem jene fortlaufend durch das PUC (Permanent UNIMARC Committee) eingebrachten Änderungen dokumentiert, die in Reaktion auf die stetig fortschreitenden Entwicklungen im Informationssektor nötig werden. (Den schnellen Überblick über die aktuell veröffentlichten Versionen des Formats und seine derzeitige Entwicklung erhält man auf der Webseite der IFLA UNIMARC Core Activity, <<http://www.ifla.org/VI/8/up.htm>>).

Den dritten Teil, der den umfangreichsten und für den Bibliothekar vielleicht wichtigsten Teil des Buches ausmacht, nehmen Beispiele der Katalogisierungspraxis ein. Beginnend mit einfachen Monographien werden gegliederte und mehrbändige Aufnahmen, Serien- und Zeitschriftenhauptaufnahmen, schließlich noch Musikalien und elektronische Dokumente vorgestellt. Die im Druck vorliegende Information, die ISBD-Darstellung und die Aufnahme in UNIMARC werden bei jedem Beispiel parallel dargestellt und um Hinweise und Erläuterungen ergänzt. Der Annex bietet Sprach-, Länder- und Funktionen-Codes, wie sie für UNIMARC-Anwender verbindlich sind. Es folgt eine Übersicht über die UNIMARC-Struktur für Normdaten, sodann Beispiele aus der Praxis für je ein arabisches, chinesisches und japanisches Katalogisat, sowie Formblätter, die für Übungen mit Monographien und unbegrenzten Werken genutzt werden können. Ein Index zu den Beispielen und ein allgemeiner Index, Literaturverzeichnis und Linklisten beschließen den Band.

Diese zweite Ausgabe des im Umfang verdoppelten Werkes stützt sich neben gründlichster Kenntnis des Formats vor allem auf die Erfahrungen, die bei der allgemeinen Einführung von UNIMARC in Frankreich gemacht wurden. Sie sieht davon ab, spezielle Katalogsoftware vorzustellen oder in den Beispielen zu berücksichtigen. Dadurch gelingt es der Autorin, die formatrelevanten Aspekte klar im Blick

des Lesers zu halten und ihm Einblick in die Funktionalität der nach UNIMARC strukturierten Daten zu geben. Cazabon ist sich dennoch bewußt, daß mit dieser Anleitung kein für die Zukunft unverändert wichtiges Werk vorgelegt wird. Direkte Datenübernahme von einem System ins andere durch Konversionsprotokolle wie z39.50 oder SRU mögen wachsende Bedeutung für unmittelbare Unterstützung bei der Katalogisierung erlangen. Eine verlustfreie Übernahme ist jedoch nur zu erwarten, wenn die Systeme bei klarem Verständnis des jeweiligen Fremdformats auf einander abgestimmt werden. UNIMARC-Anwender haben hier die besten Voraussetzungen.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Werner Schwartz
Niedersächsische Staats- und
Universitätsbibliothek
D-37070 Göttingen

Een hart voor boeken. Rubens en zijn bibliotheek. Samenstelling en eindredactie Marcus de Schepper. Ausstellung Antwerpen, Museum Plantin-Moretus: Antwerpen, 2004. 124 S., zahlr. Schwarzweiß- und Farbbabb. – ISBN 90-76704-72-4

Handbibliotheken berühmter Persönlichkeiten ziehen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Wissenschaft umso mehr auf sich, als das Schaffen der Buchbesitzer von der Literaturverarbeitung unabhängig erscheint. Zwar lassen sich vom Buchbesitz zur tatsächlichen Lektüre nur vage Schlussfolgerungen ziehen, doch glaubt man, von den Buchbeständen ausgehend einen Blick auf unbekanntes Seiten der Persönlichkeit werfen zu können. Dies ist etwa in den Ausstellungsprojekten zum Buchbesitz von Johann Sebastian Bach (Heidelberg 1969 und 1985), Wolfgang Amadeus Mozart (Wolfenbüttel 1991) und Robert Schumann (Düsseldorf 1991) sowie in anderen Publikationen versucht worden. Nun unternahm das sympathische Museum, das aus der berühmten Officina Plantiniana hervorgegangen ist, ähnliche Anstrengungen im Rubensjahr 2004. Es knüpfte dabei an die frühen Beziehungen des deutsch-niederländischen Barockmalers zu dem Antwerpener Verlagshaus an und präsentierte einen Teil der Rubensbibliothek. Überaus glücklich konnte jetzt anlässlich der Feier Antwerpens als UNESCO-Wereldboekenstad die Plantiniana als Forum der Ausstellung gewonnen werden, hatte doch bereits Rubens selbst durch seinen Klassenkameraden Balthasar Moretus, den Enkel des Verlagsgründers, enge Beziehungen zu diesem Haus knüpfen können. Die Konzeption der Ausstellung konnte dabei auf die kürzlich vollendeten Forschungen von Prosper Arents zurückgreifen¹.

Die Begleitpublikation zur Ausstellung schickt den aufgelisteten Exponatebeschreibungen einige instruktive Vorbemerkungen voraus. Neben einer Einführung in die bibliographischen Bestrebungen des vorgestellten Projektes findet sich auch eine kurze Übersicht über zeitgenössischen privaten Buchbesitz überhaupt. Der eigentliche Katalog spiegelt die Gliederung der Ausstellung in zehn

Kapiteln wider. Dabei erörtert die erste Gruppe die Tatsache, dass Peter Paul Rubens in einer Familie aufwuchs, in welcher Buchbesitz und Lektüre Selbstverständlichkeiten waren. Leider hat sich die Bibliothek seines Sohnes Albert, in welche mehrere Bestände aus Familienbesitz zusammengefloßen waren, und zu welcher schon 1658 ein gedruckter Katalog vorliegt, nicht geschlossen erhalten lassen. In der Gegenwart allerdings bedurfte es jahrzehntelanger Rekonstruktionsarbeit, um einen Überblick über wenigstens 500 identifizierte Buchtitel zu erhalten – eine lohnende Anstrengung, welche eine außergewöhnliche Künstlerbibliothek aufweist: Es überrascht, wissenschaftliche Literatur in Latein und Quellen in Griechisch anzutreffen, ferner Titel zur Architekturtheorie, jesuitische Publikationen der Gegenreformationszeit sowie politische „Fachliteratur“, welche den aktuell interessierten Diplomaten Rubens charakterisiert.

Der eigentliche Katalog zeigt im ersten Kapitel Originalausgaben aus dem nachweislichen Umfeld des Rubens, im zweiten Dokumente aus dem aktiven und passiven Umgang mit Büchern, im dritten Ausgaben, die durch ihre Widmung, Besitzvermerk, Titellentwurf etc. mit Rubens verbunden sind und Zeugnisse über seinen engeren Freundeskreis geben. Das vierte Kapitel bezeugt bereits den europaweit feststellbaren frühen Ruhm des Rubens. Die nachfolgenden Kapitel verdeutlichen exemplarisch die bereits erwähnten Sachgebiete, nämlich Kunst, Archäologie, Sprache und Literatur, Politik und Religion, Geschichte und Wissenschaften. So faszinierend die einzelnen Titel sein mögen, so sehr bleiben Ausstellung und Katalog dennoch hinter ihren Möglichkeiten zurück, da eine direkte Verbindung zwischen den Druckwerken und dem künstlerischen Schaffen des Buchbesitzers nur selten erahnbar bleibt. Allzu gerne hätte man die kausale Beweisführung zwischen literarischer Quelle in einem Buch und dem Entwurf eines Kunstwerks durch Rubens nachvollzogen. Auch verbleiben die Beziehungen zwischen den konkreten Bildinventionen und etwa der behaupteten oder doch vermuteten Nähe zu literarischen Werken der Gegenreformation zu sehr im Bereich der Andeutung. Eine Interdependenz kann jedoch nicht mit der erforderlichen Stringenz nachgewiesen werden, obwohl das umfassende Opus von Prosper Arents den Weg zu solchen Beweisführungen bereitet hatte. Offen gestanden wird ein solcher, nicht erbrachter Ertrag von vielen Ausstellungsbesuchern und Kataloglesern schlicht erwartet worden sein.

Die einzelnen Objekte in dieser sehr konventionellen Buchausstellung sind gleichwohl professionell beschrieben und mit zusätzlichen Erläuterungen versehen worden. Die guten Abbildungen zeigen nicht nur die Exponate, sondern auch – mit den oben vorgetragenen Einschränkungen – einen kurzen Einblick in Rubens' Bilderwelt. Die Thematik selbst deutet weitere Möglichkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit etwa zwischen Bibliothekswissenschaft, Literaturwissenschaft und Kunstgeschichtsforschung an: Die Leserforschung könnte anhand eines gelungenen Bei-

¹ Vgl. De bibliotheek van Pieter Pauwel Rubens. Een reconstructie. Hrsg. von Prosper Arents. Bearb. von Frans Bau-douin u. a. (De Gulden Passer, 78-79), Antwerpen 2000-2001.

spiels dieser Art an wissenschaftlich-methodischer Akzeptanz und öffentlichem Interesse gewinnen und zu einer anschaulichen Erkundung von Rezeptionsvorgängen bei Texten und Bildern ausgeweitet werden.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Hanns Peter Neuheuser M. A.
Landschaftsverband Rheinland
Abtei Brauweiler
D-50259 Pulheim

Alexander Hars: From publishing to knowledge networks. Reinventing online knowledge infrastructures. Heidelberg: Springer, 2003. XVIII, 211 S. € 69.95 – ISBN 3-540-01250-8

Im Sommer 2003 erschien im Springer Verlag die Publikation „From Publishing to Knowledge Networks“. Zu dieser Zeit war angesichts der schwelenden Krise des wissenschaftlichen Publikationssystems die Open Access Bewegung ein kaum zu übersehendes Themenfeld. Die Gründung der Budapest Open Access Initiative¹ lag bereits 1 ½ Jahre zurück, die Bethesdaerklärung² aus dem Juni 2003 war gerade verabschiedet worden. Konzeptuell zielte (und zielt weiterhin) diese Bewegung darauf ab, angesichts der technischen Möglichkeiten des elektronischen Publizierens wissenschaftliche Literatur ohne Zugangsbeschränkung im Internet frei zugänglich zu machen. Hierfür wurde an verschiedenen Fronten intensiv gearbeitet, an der Veränderung grundsätzlicher Infrastrukturen wie der Wissenschaftsförderung, am Aufbau alternativer Publikationsformen durch die Einrichtung von Institutional Repositories sowie an der Schaffung von alternativen Medienprodukten, den Open Access Zeitschriften. Richtungsweisende technische Umsetzungen der Open Access Philosophie, Nachweisinstrumente wie das Directory of Open Access Journals³ oder das OALster-Projekt existierten bereits, an britischen Universitäten wie in Southampton⁴ wurde gezielt zum vernetzten Charakter von wissenschaftlicher Information geforscht.

Der Titel „From Publishing to Knowledge Networks“ aus der Feder eines Wirtschaftswissenschaftlers, erschienen in einem renommierten Wissenschaftsverlag, ein Klappentext, der Veränderungen von Infrastruktur und Veröffentlichungsprinzipien aufführte – dies schürte die Erwartung, dass Alexander Hars zur Umsetzung des Open Access Gedanken beitragen oder die Diskussion darum fruchtbar ergänzen würde. Dementsprechend fand sich die Publikation auf der Erwerbungsliste zahlreicher wissenschaftlicher Bibliotheken.

Der Inhalt kann diese Erwartung jedoch nicht erfüllen. Zwar finden sich darin Visionen einer geänderten Wissenschaftsstruktur, die statt des traditionellen Systems von papierbasierter Veröffentlichung auf einen vernetzten Charakter der digitalen Publikation abzielen. Manche dieser Visionen konnten jedoch schon Anfang des neuen Jahrtausends als veraltet gelten, entstammten sie doch Jean-Claude Guédons bereits 1996 veröffentlichter Schrift „The seminar, the encyclopedia, and the eco-museum as possible future forms of electronic publishing“. Diese frü-

hen Überlegungen können längst als fortentwickelte Realität in der Open Access orientierten Publikationslandschaft besehen werden.

Will man auf theoretischer Basis Veränderungspotentiale eines komplexen Systems ausleuchten, kann die Analyse der „Produktionsverhältnisse“, also der Machtstrukturen und Besitzverhältnisse, nicht unterbleiben. Ansonsten fehlt die Rückbindung zu den realen Gegebenheiten. Eine solche sozioökonomische Einbettung hätte Hars' Publikation abgerundet, vor allem in Abschnitt 2 „Characteristics of scientific knowledge infrastructure“, in dem unter 2.1.1.3.2. die unterschiedlichen Ziele der Beteiligten am wissenschaftlichen Publizieren analysiert werden. Die in diesen Abschnitten zitierte Literatur ist jedoch schlicht zu alt, um noch auf die heutige Marktsituation, gezeichnet von Spannungen, ökonomischen Dysbalancen und Machtkämpfen, angewendet zu werden. So zielen die Analysen haarscharf daneben und doch vorbei. Das ist bedauerlich. Denn sein Potential entfaltet „From Publishing to Knowledge Network“ dort, wo der Autor komplexe Zusammenhänge aus der Realität analysiert und in übertragbare Modelle überführt – Modelle, die sich in Prozessmodellierungen, Softwarearchitekturen oder Entwürfe von hochschulübergreifenden Publikationssystemen übertragen lassen. Vormals unübersichtliche Zusammenhänge werden dann visualisiert in klaren Ablaufdiagrammen, einfachen und gleichzeitig aussagefähigen Grafiken oder in nachnutzbaren Typologien. Die auf diesem Terrain angestellten Überlegungen des Autors sind brillant und hilfreich, die Überführung in die realen Gegebenheiten muss der/die Lesende jedoch selbst leisten.

Denn um das Potential der Publikation „From Publishing to Knowledge Network“ nutzen zu können, muss man mit den marktübergreifenden wirtschaftlichen Verhältnissen und den bestehenden Infrastrukturen des wissenschaftlichen Publikationssystems vertraut sein, um im Hinterkopf die mangelnde Aktualität auszugleichen. Diejenigen, die an der konkreten Umsetzung von alternativen Publikationsmodellen arbeiten – vor allem dort, wo vielversprechende Konzepte auf sauberen Quellcode heruntergebrochen werden müssen – werden in „From Publishing to Knowledge Networks“ tatsächlich das finden, was der Klappentext versprach: stimulating and thought-provoking scenarios and implications for research processes.

Die wenig sorgfältige technische Qualität des Manuskriptes (Abbildungen, Umbruch- und Rechtschreibfehler) lassen vermuten, dass die Schwächen des Buches nur teilweise dem Autor anzulasten sind, sondern ebenso in den althergebrachten Strukturen des papierorientierten Publikationssystems begründet sind. Kaum ein wissenschaftlicher Verlag kann sich heute noch ein Lektorat

1 <<http://www.soros.org/openaccess/>>.

2 <<http://www.earlham.edu/~peters/fos/bethesda.htm>>.

3 <<http://www.doaj.org/>>.

4 Um für den etablierten Impact Factor eine Alternative zu schaffen, sind in Southampton verschiedene Ansätze verfolgt worden, die auf die Vernetzung von Open Access Veröffentlichungen abzielen. Verschiedene Tools und Datenbanken erlauben die Erfassung, Visualisierung und Bewertung von Referenzen und Zitierungen.

oder eine Korrektur leisten. Und von Manuskriptabgabe bis zum Erscheinen des Druckwerkes verstreicht einfach zu viel Zeit, so dass eine Publikation schon beim Erscheinen veraltet sein kann.

Anschrift der Rezensentin:

Margo Bargheer
Niedersächsische Staats-
und Universitätsbibliothek Göttingen
D-37070 Göttingen
E-Mail: bargheer@sub.uni-goettingen.de

Jüngere Theologische Texte. Beschrieben von Kurt Hans Staub unter Verwendung von Vorarbeiten von Hermann Knaus. Wiesbaden: Harrassowitz, 2001. 206 S. (Die Handschriften der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt; 5,1) br. € 49.00 – ISBN 3-447-04376-8
Katalog der lateinischen Handschriften der Staatlichen Bibliothek (Schlossbibliothek) Ansbach. Band I. Ms. lat.1 – Ms. lat. 93. Beschrieben von Karl Heinz Keller. Wiesbaden: Harrassowitz, 1994. XXIX. 328 S., br. € 49.00 – ISBN 3-447-03394-0

Katalog der lateinischen Handschriften der Staatlichen Bibliothek (Schlossbibliothek) Ansbach. Band II: Ms. lat 94 – Ms. lat. 173. Beschrieben von Sabine Schmolinsky und Karl Heinz Keller. Wiesbaden: Harrassowitz, 2001. XXII, 361 S., br. € 86.00 – ISBN 3-447-04381-4

Die immer noch in nicht wenigen Bibliotheken anstehende Aufgabe der Beschreibung abendländischer, mittelalterlicher und neuzeitlicher Handschriften in gedruckten Katalogen wird seit 1960 tatkräftig und mit Erfolg von der DFG unterstützt, wobei heute die Zahl der publizierten „Findbücher“ auf weit über 200 angestiegen sein dürfte. Für die heute unter einem neuen Namen firmierende „Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt“ (ULB) liegen nun mit der Publikation des hier zur Rezension vorliegenden Staubschen Kataloges 779 mittelalterliche lateinische, deutsche und niederländische Handschriften erschlossen vor. Aber auch in der ULB sind bis heute nicht alle in ihr vorhandenen Handschriften in gedruckten, nach DFG-Richtlinien erfassten, Katalogen erschlossen. So macht der Direktor der Bibliothek, Hans-Georg Nolte-Fischer, in seinem Vorwort zum Katalog der jüngeren theologischen Texte darauf aufmerksam, dass noch ca. 425 mittelalterliche Manuskripte, einige französische und griechische sowie bei den neueren 70 Handschriften des 16. Jahrhunderts „und ab dem Jahre 1600 nochmals 2 700 Nummern“, auf ihre Bearbeitung warten. Die Erschließung wichtiger abendländischer Kulturdokumente darf nicht ins Abseits gegenwärtiger Sparpolitik geraten, auch wenn die Personal- und Sachausgaben für diese Tätigkeit nicht unerheblich sind, denn der Umgang mit diesen wertvollen Zeugnissen europäischer Kultur setzt gründliches und breites Wissen

voraus, und solches hat natürlich auch seinen Preis. Nicht selten dauert es Generationen, bis ein wertvoller Altbestand in gedruckter Form erschlossen vorliegt, wobei die Bearbeiter sich oft auf solide aber noch nicht druckreife Vorarbeiten ihrer Vorgänger stützen können, und sie somit nicht gezwungen sind, bei Adam und Eva anzufangen. Nicht leicht ist es dabei für die Bearbeiter, „die schwierige Balance zwischen wünschbarer Erschließungstiefe und nötigem Aufwand in ein plausibles Verhältnis zu bringen“ (DFG-Richtlinien für die Katalogisierung abendländischer Handschriften 1992, S. 7).

In mustergültiger Weise ist dies nun sowohl in Ansbach wie auch in Darmstadt gelungen.

Kurt Hans Staub, der langjährige Leiter der Handschriftenabteilung an der ULB, obwohl bereits in den verdienten Ruhestand verabschiedet, hat die Katalogisierung mittelalterlicher lateinischer Handschriften zu einem guten Ende geführt. Dabei konnte er die Vorarbeiten seines Vorgängers Hermann Knaus mitverwerten, und die jüngeren theologischen, meist lateinischen Handschriftentexte, 117 an der Zahl, im Band 5,1 der Handschriften der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek beschreiben und gleichsam als Abschiedsgeschenk in die Hände der Benutzer legen. Diese werden vor allem die im Anhang abgedruckten zahlreichen und mit großer Sorgfalt erstellten Register als wertvolle Arbeitshilfen dankbar registrieren. Der Benutzer des Kataloges findet ein den Entstehungsort und die Bibliotheksheimat auflistendes Provenienzregister (S. 167), ein Register, das soweit feststellbar, Schreiber, Vorbesitzer und Auftraggeber zusammenstellt (S. 168), ein ausführliches Personen-, Orts- und Sachregister (S. 169-184). Originell sind nicht wenige Schreibersprüche. Während ein Scriptor nach getaner Arbeit sich ein schönes Mädchen wünscht, begehrt ein anderer etwas zu trinken (S. 182). Anschließend findet der Forscher ein Verzeichnis der Verse nach Walthers Carmina (S. 185 f.), ferner das nach den DFG-Richtlinien obligatorische Incipitregister (S. 187-199) und zum guten Schluss eine hilfreiche Signaturenkonkordanz für Band 1-5,1 und 6 der Darmstädter Handschriftenkataloge (S. 200-205). Staub hält sich gewissenhaft an die Richtlinien der DFG, aber nicht sklavisch. Er flicht in die Beschreibung der Handschriften da und dort Ergebnisse seiner eigenen Forschungsarbeit ein, wie z. B. bei den Handschriften aus dem Dominikanerkloster Wimpfen, mit denen sich Staub von Beginn seiner bibliothekarischen Tätigkeit an intensiv beschäftigt hat. Zugleich macht er den Leser durch Hinweise neugierig, bei offenen Fragen weiterzuforschen.

Was macht inhaltlich den besonderen Wert des im Band 5,1 beschriebenen Handschriftenbestandes aus? Nach Meinung des Rezensenten sind es vor allem Texte aus dem Umkreis der *Devotio moderna*, die nicht nur, aber hauptsächlich im Kölner, Lütticher und Aachener Raum geschrieben wurden. Kirchenhistoriker, Mediävisten, vor allem solche, die sich mit dieser geistlichen Erneuerungsbewegung des Spätmittelalters und der deutschen Mystik beschäftigen, finden zahlreiche einflussreiche Reformschriftsteller, die diese Bewegung geistig beeinflussten, ihr nahe standen oder sie gegen Angriffe verteidigten wie z. B. David de Augusta (Hs. 78, Hs. 915, Hs. 916, Hs. 1015, Hs. 1101, Hs. 1103, Hs. 1980); Thomas a Kempis (Hs. 683, Hs. 762, Hs. 1103); Geert Groote (Hs. 400, Hs. 1102, Hs.1215); Gerardus de Zutphania (Hs. 396, Hs. 1015); Jacobus de Paradiso, (Hs. 396, Hs. 775, Hs.

1422); Jan von Ruusbroec (Hs. 400); um nur einige Namen aus dem Register zu nennen, die für diese Erneuerungsbewegung richtungweisend waren.

Ein weiteres Proprium dieses Kataloges ist auch die sorgfältige Bearbeitung der in der Sammlung vorhandenen Fragmente. Es ist das besondere Verdienst Staubs, sich mit der Erforschung dieser oft sehr schwer zu identifizierenden Bruchstücke zu beschäftigen, und nicht selten waren seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. So finden sich in einer Ps. Bonaventura Pergamenthandschrift mit deutschen Glossen, die vielleicht um 1300 in Köln geschrieben wurde (Hs. 692), zwei Handschriftenfragmente des 10. Jahrhunderts, beidseitig beschrieben. Auf der einen Seite ein Terentext und auf der anderen eine Stelle aus Priscian. Auf weitere Fragmente, hebräische, liturgische, aber auch theologische und medizinische, die im Register zusammengestellt wurden, immerhin 26 an der Zahl, sei nachdrücklich verwiesen. Dass besonders ausführlich und sorgfältig die zahlreichen wertvollen Bucheinbände beschrieben werden, ist im Blick auf die Tradition der ULB eine Selbstverständlichkeit.

Erhalten blieb ein Großteil dieser Handschriften durch den beinahe krankhaften Eifer eines bis heute in einem seltsamen Zwielficht stehenden bibliophilen Kölner Sammlers Johann Wilhelm Carl Adolph Freiherr von Hüpsch (1730-1804), der eigentlich mit seinem rechtmäßigen Namen Jean Guillaume Fiacre Honvlez hieß und „in seinem langjährigen Geschäftsverkehr oft in sehr ungünstigem Licht“ erscheint. Man darf es dem Stuttgarter Bibliothekar, Karl Löffler, abnehmen, dass „Baron Hüpsch“ nicht so sehr ein „ehrlicher Geschäftsmann“, sondern eher ein „geriebener Händler“ war. Zu guter letzt erntete der Darmstädter Hof als Alleinerbe reichen Gewinn durch den Sammeleifer des zwielfichtigen Büchernarren. Im Band 5,1 der Darmstädter Handschriften werden allein 73 Handschriften verzeichnet, die aus dieser Sammlung Hüpsch stammen. Intensivere Beschäftigung mit diesen Handschriften und den zahlreichen anderen Manuskripten, die sich in Darmstadt befinden, könnte ein genaueres und gerechteres Bild von der „Sammelwut“ (Adolf Schmidt) des „Rentiers und Bürgers zu Köln“, wie sich der Baron in seinem Testament bezeichnet, ergeben.

Zur Rezension liegen zwei weitere Handschriftenkataloge vor, die Manuskripte in lateinischer Sprache verzeichnen. Sie werden heute in der Staatlichen Bibliothek (Schlossbibliothek) Ansbach aufbewahrt. Zwar befindet sich der größere und wohl auch bedeutendere Teil der alten Ansbacher Fürstenbibliothek auf Entscheid der preußischen Regierung seit 1805 in der Universität Erlangen. Diese Bestände sind bereits in gedruckten Katalogen erschlossen. Unberücksichtigt blieben bis jetzt die in Ansbach in der Schlossbibliothek verbliebenen Manuskripte. Durch die nun in zwei Bänden vollständig beschriebenen Handschriften kann man sich ein gutes Bild von dem Gesamtbestand der alten Bibliothek machen. Im ersten Teil des Kataloges, bearbeitet von Karl Heinz Keller, wurden die Manuskripte beschrieben, die von Theodor Preger zwischen 1904 und 1907 nach dem Provenienzprinzip geordnet wurden: Benediktinerkloster St. Peter und Paul in Wülzburg (Ms. lat. 1-8); Riedfeld, Franziskanerkloster St. Wolfgang (Ms. lat. 9-35a); Heidenheim, Benediktinerkloster St. Wunibald (Ms. lat. 36-45); Ansbach, Stadtpfarrkirche St. Johannes (Ms. lat. 46-48); Ansbach, Kollegiatstift St. Gumbert (Ms. lat. 49-51. Ms. lat. 53-93).

Seit 2001 liegen im zweiten Teil des Kataloges die Signaturen Ms. lat. 94 bis Ms. lat. 173, bearbeitet von Sabine Schmolinsky (116-173) und Karl Heinz Keller (94-115), im Druck vor. Es handelt sich in diesem Band um Codices, deren Herkunft meist im Dunkeln lag. Doch konnte Sabine Schmolinsky bei nicht wenigen Handschriften sicher oder bei einigen mit großer Wahrscheinlichkeit die Provenienz nachweisen, so für Ansbach St. Gumbert Ms. lat. 138 und 139; Ms. lat. 141; Ms. lat. 150; Ms. lat. 158; Ms. lat. 160 und 161; Ms. lat. 166; für das Benediktinerkloster St. Wunibald in Heidenheim Ms. lat. 108 und 109 und wohl auch bei Ms. lat. 94, einem theologischen Sammelband, die Herkunft aus dem Kloster Heilsbronn. Für das Franziskanerkloster in Riedfeld kann vielleicht Ms. lat. 144 postuliert werden. Alle Handschriften, deren genaue Herkunft noch unbekannt ist, dürften aus Klöstern stammen, die auf Ansbacher Territorium lagen.

Die Publikation dieser Manuskripte muss nicht nur diejenigen Forscher interessieren, die sich mit fränkischer Regionalgeschichte beschäftigen. Auch Mediävisten, Liturgiehistoriker, Rechtshistoriker, Germanisten, Medizinhistoriker, Musikwissenschaftler, Paläographen und Einbandforscher werden mit Gewinn die beiden Bände benutzen. Zwar handelt es sich in der Überzahl fast durchweg um mittelalterliche lateinische theologische Manuskripte – überwiegend aus dem 15. Jahrhundert, Texte, die für das geistliche Leben der Mönche, für ihren pastoralen Dienst, den Gottesdienst und die Verkündigung benötigt wurden. Jedoch liegt die Bedeutung des Bestandes nicht nur im theologisch-pastoralen Bereich. In der Schlossbibliothek Ansbach blieben unter anderem außer Codices mit medizinischen Rezepten, darunter ein nicht in das Sachregister aufgenommenes Rezept gegen Menstruationsbeschwerden (Ms. lat. 155), eine militärmedizinische Handschrift von 1564 (Ms. lat. 165), auch staatsrechtliche Schriften aus dem 18. Jahrhundert und musikwissenschaftlich interessante Werke (z. B. Ms. lat. 161) erhalten. Ebenso findet der Forscher antijüdische Traktate, die zunächst in der Kartause Buxheim aufbewahrt wurden.

Kann derjenige, der sich mit spätmittelalterlichen Handschriften beschäftigt, neue Quellen im Ansbacher Handschriftenkatalog entdecken? Sabine Schmolinsky stellt einige interessante Funde in ihrer Einleitung zu Teil II zusammen. Generell ist festzuhalten, dass bis jetzt „nur wenige der hier beschriebenen Handschriften bekannt“ sind. Die Bearbeiterin nennt unter anderem als bisher unbekannt einen Kommentar des italienischen Juristen Johannes Grassus zu den Dekretalen, um 1443 geschrieben (Ms. lat. 99), ferner einen Kommentar zur Physik des Aristoteles, ein Jahrhundert vorher von einem Erfurter Magister namens Myngodus geschrieben (Ms. lat. 106). In Ms. lat. 135 steht ein noch nicht registrierter Textzeuge zu den „*Quaestiones disputatae de Potentia*“ des Thomas von Aquin und in Ms. lat. 153 steht die Schrift „*Lacrima ecclesiae*“ des Konrad von Megenberg, ein Text der jüngst in die *Monumenta Germaniae Historica* aufgenommen wurde. Auch besteht die Möglichkeit, unter den zahlreichen Fragmenten noch Entdeckungen zu machen.

Als „Findinstrumente“ stehen in beiden Katalogen jeweils sorgfältig zusammengestellte, umfangreiche Personen-, Orts- und Sachregister sowie Initienregister zur Verfügung (Bd. I S. 275-301; S. 303-328. Bd. II S. 275-307; S. 309-361). Gewissenhaft wurde auch bei diesen beiden Katalogen Wert auf die Beachtung der Richtlinien

der DFG für die Katalogisierung abendländischer Handschriften gelegt.

In bewährter Weise sorgte bei den drei besprochenen Katalogen der Harrassowitz Verlag Wiesbaden für eine vorzügliche drucktechnische Gestaltung und für eine sorgfältige Drucklegung.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Gerhard Römer
Im Dorf 23b
D-79289 Horben

Elisabeth Klemm: Die ottonischen und frühromanischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek. Wiesbaden: Reichert, 2004. Textband, 274 S. Tafelband, 32 Farbtafeln, 549 Schwarz-Weiß-Abb. (Katalog der illuminierten Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek in München; 2) – ISBN 3-89500-348-4

Mit dem nun vorliegenden Band schließt die Bayerische Staatsbibliothek die zeitliche Lücke in der Katalogisierung ihrer illuminierten Handschriftenbestände vom frühen bis zum hohen Mittelalter. Das von Elisabeth Klemm bearbeitete Inventar folgt jenem der vorkarolingischen und karolingischen Epoche und eröffnet die Serie der nationalen Handschriftengruppen. In ihrer Einleitung (S. 7-22) thematisiert die Bearbeiterin die Probleme solcher Gruppierungen, insbesondere die Zuweisung zur geschichtswissenschaftlich definierten „ottonischen“ Epoche mitsamt den traditionellen zeitlichen Abgrenzungen, sodann die kunstgeographischen Scheidungen bei Kodizes aus den (westlichen) Grenzräumen. Anschließend folgt ein Rundgang durch die Münchner Bestände, in welchem die einzelnen Regionen und die ihr zugeordneten Handschriften charakterisiert werden. Speziell widmen sich die Ausführungen den Evangeliarhandschriften (zehn ottonische Pracht-evangeliare und 13 Evangelistare), welche hinsichtlich ihrer textlichen Besonderheiten besprochen und in Bezug auf die Bildausstattung erörtert werden. Abschließende Bemerkungen sind dem Aufbau der Beschreibungstexte vorbehalten.

Die Gliederung des Hauptteils erfolgt grob geographisch in die Regionen Südostdeutschland, Südwestdeutschland, West- und Mitteldeutschland und Norddeutschland, welche wiederum nach den Werkstätten unterteilt sind. Diese Untergruppen erhalten je einen einleitenden Text, welcher bereits das Gefüge der Skriptorien und das Gemeinsame der Handschriftenillustrationen herausarbeitet, wengleich dicht gedrängt. Verständlicherweise nimmt die südostdeutsche Gruppe den größten Raum ein (S. 23-180), versammeln sich hier doch die bekannten Zeugnisse aus St. Emmeram/Regensburg, St. Peter/Salzburg, dem Dom zu Freising, aus Weißenstephan, Tegernsee, Niederaltaich und Benediktbeuren. Der Codex aureus von St. Emmeram, das Sakramentar Kaiser Heinrich II. und das weiterhin rätselhafte Uta-Evangelistar deuten an, welche Schätze hier zu katalogisieren waren. Doch auch die bescheideneren Handschriften und Handschriften-

fragmente in dieser Gruppe sind selbstverständlich der Katalogisierung wert. Sie zählt immerhin 176 Exemplare, einschließlich der nicht einem Skriptorium zuzuordnenden Kodizes, worunter auch der qualitätvolle, aber stilistisch ungewöhnliche Eberhard-Psalter (clm 7355, 1. Viertel 11. Jh.) gerechnet werden muss. Die südwestdeutsche Gruppe enthält neben dem noch weitgehend unerforschten Skriptorium Augsburgs vor allem die Prachtwerke der Reichenau, so das Evangeliar Kaiser Ottos III. (clm 4453), das für Bamberg bestimmte Evangeliar (clm 4454) und das Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II. (clm 4452) mit gleicher örtlicher Bestimmung, sowie das jüngere Evangelistar clm 23338. Unter den westdeutschen Handschriften ragt das Mainzer Gebetbuch Kaiser Ottos III. (clm 30111) hervor – auch deshalb, weil es sich um einen Neuzugang für die Münchner Bibliothek, zudem aus Privatbesitz, handelt. Evangelistare aus Trier (clm 11327) und Lorsch (clm 23251 sowie clm 23630) gehören ebenfalls dieser Gruppe zu. Aus der norddeutschen Gruppe verdienen noch das vielleicht Corveyer Sakramentar (clm 10077) und die Gandersheimer Hrotsvit-Handschrift (clm 14485) Erwähnung.

Die Einträge werden durchgängig nach dem traditionellen Schema der kunsthistorischen Inventare gegliedert: Nach den Kopfzeilen stehen die Formalangaben, gefolgt von oft viel zu kurzen Informationen über den Textinhalt, sodann Mitteilungen über die Ausstattung, hier mit erfreulichem Schwerpunkt bei den Auszeichnungsschriften. Im Zentrum stehen jedoch die Ausführungen über den Initialschmuck und die Miniaturmalereien. Den Rest des Beschreibungstextes teilen sich die allgemeine und stilistische Einordnung, verknüpft mit dem Forschungsreferat und der Auseinandersetzung mit der Literatur, welche abschließend aufgelistet erscheint. Da nicht zur „Illumination“ zählend, werden Bucheinbände nur am Rand erwähnt, obwohl die Behandlung in diesem Inventarband verlockend gewesen wäre; dies ist methodisch zu bedauern, da auch in den Bibliothekskatalogen (hier dem Münchner *Catalogus codicum*) die Einbände nur marginal von Bedeutung sind. Am Ende des Textbandes stehen Verzeichnisse der Signaturen und der abgekürzt zitierten Literatur, der kombinierte Namensindex, ein Index zu Buchschmuck und Ikonographie sowie eine Liste der herangezogenen Vergleichshandschriften.

Der vorliegende Band setzt die Tradition kunsthistorischer Handschriftenkataloge fort, welche sich ergänzend neben die Reihe der umfassenden Inventare stellen. Der von Elisabeth Klemm bearbeitete frühmittelalterliche Bibliotheksbestand liefert für diese Vorgehensweise überzeugende Argumente, da hier Ausnahmehandschriften in Fülle geboten werden können; teils wachsen die Objektbeschreibungen zu mittleren Aufsätzen, die den Forschungsüberblick erleichtern. Die Stichprobe des Uta-Evangelistars zeigt, dass die Bearbeiterin die Literatur sorgsam am Bestand geprüft hat und zu differenzierten Urteilen kommt. Der Katalog ist zudem von bibliotheksgeschichtlichem Interesse, da die Überlieferungsgeschichte wichtige Informationen zu liefern in der Lage ist: Ein Blick auf die Liste der Provenienzen (S. 267-268) verdeutlicht die ehemalige Bibliotheksheimat jedes Kodex, wobei in diesem Falle Tegernsee, Freising und St. Emmeram/Regensburg herausragen. Die fehlende Liste der Schreib- resp. Malwerkstätten hätte weitere Überlieferungswege offengelegt. Das insgesamt gebotene Informationsmaterial ist immens, die Anführung der von der Staatsbibliothek über die Jahre gesammel-

te Forschungsliteratur ungewöhnlich komplett. Der Band muss daher insgesamt als vorbildlich bezeichnet werden. Erwartungsgemäß erfüllt auch der beigegebene Tafelband höchste Ansprüche. Dies gilt zunächst für die Qualität der veröffentlichten Handschriftenfotografien, deren schwierige Fertigungsprozedur den Fachleuten bekannt ist. Das Lob bezieht sich jedoch auch auf die repräsentative Auswahl der Abbildungen, die einen guten optischen Eindruck vom beschriebenen Bestand liefert. Glücklicherweise wurden auch die nur scheinbar weniger bedeutenden kleinen Initialen in die Bildauswahl einbezogen. Wünschenswert wäre gewesen, in den Bildunterschriften noch den Vorschlag zur zeitlichen Einordnung unterzubringen. Mit 549 Abbildungen muss dieses Inventar also zugleich als ein wichtiges kunsthistorisches Nachschlagewerk angesehen werden; da es – wie eingangs bemerkt – eine Lücke in der Münchner Serie schließt, werden die Bibliotheken gern und mit Gewinn die Anschaffung tätigen.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Hanns Peter Neuheuser M. A.
Landschaftsverband Rheinland
Abtei Brauweiler
D-50259 Pulheim

Kirchliches Buch- und Bibliothekswesen. Jahrbuch Jahrgang 2, 2001. Trier: Paulinus Verlag, 2001. 270 S. 30 Abb. € 24,80 – ISSN 1617-4674

Die Nummer 1 des Jahrbuches „Kirchliches Buch - und Bibliothekswesen“ wurde in *Bibliothek. Forschung und Praxis* 26 (2002) 2, S. 199-201 ausführlich vorgestellt. Nun liegt der zweite Band vor. Er ist wie sein Vorgänger in vier Abteilungen gegliedert: 1. Aufsätze, einige sind erweiterte Vorträge, die im Rahmen von Tagungen der beiden Arbeitsgemeinschaften gehalten wurden, (S. 13-167), 2. Veröffentlichungen Kirchlicher Archive, Bibliotheken, Museen 2000, mit Nachträgen des Erscheinungsjahres 1999, zusammengefasst unter der Überschrift „Bibliographie“ (S. 171-206), 3. Sechs eingehende und kritische Rezensionen (S. 213-235), 4. Mitteilungen über Mitgliederversammlungen, gemeinsame Fortbildungsveranstaltungen und Verschiedenes (S. 239-266). Ein ausführliches Abkürzungsverzeichnis (S. 267-269) und das Adressenverzeichnis der Herausgeber und Mitarbeiter (S. 270) beschließen den Band.

Die Herausgeber verzichten auf ein „Editorial“. Dafür findet der Leser zu Beginn des Jahrbuches den Abdruck einer „Glückwunschartikel“ an ein Mitglied der VkwB, die Johannes a Lasco Bibliothek in Emden. Sie wurde vom Deutschen Bibliotheksverband und von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius mit Recht als „Bibliothek des Jahres 2001“ ausgezeichnet. Denn sie bietet in vorbildlicher Weise kundenorientierte Serviceleistungen an, zeigt medienwirksame Öffentlichkeitsarbeit zugunsten der Bibliothek, nicht zu übersehen die sorgfältige Pflege und Erschließung des Kulturgutes Buch. Sie kann besondere Erfolge beim Einsatz neuer Technologien vorweisen, (im vorliegenden Jahrbuch berichtet Corinna Roeder unter der

Überschrift „Reformiert online – reformed online“ über ein virtuelles Fachinformationsangebot dieser Bibliothek S.151-167). Die Johannes a Lasco Bibliothek liefert wertvolle Beiträge zur Optimierung bibliothekarischer Arbeit und ist erfolgreich bei der Drittmittelwerbung. Im Jahrbuch 2000 wurde diese Bibliothek von Walter Schulz, dem Vorstand der Stiftung Johannes a Lasco Bibliothek Große Kirche Emden, ausführlich vorgestellt (S.101-109).

Inhaltlich bietet der Jahrgang 2 des Jahrbuches zunächst Beiträge zur Buch- und Bibliotheksgeschichte: Richard Toellner, Professor für Geschichte der Medizin an der Universität Tübingen, macht in seinem Aufsatz aufmerksam auf die heute noch in der Stadtbibliothek Schweinfurt erhaltene, bis heute noch unerforschte Privatbibliothek der beiden vom Humanismus geprägten Schweinfurter Stadtärzte Leonhard (1574-1636) und Johannes Laurentius Bausch (1605-1665), Vater und Sohn, (S. 13-26). Die 1 828 Bände mit ca. 5 000 Titeln umfassende Büchersammlung darf, wie Toellner darlegt, als „Musterbeispiel einer Gelehrtenbibliothek des deutschen Renaissancehumanismus im konfessionellen Zeitalter“ gelten. Vor allem aber stellt er in den Mittelpunkt seiner Ausführungen die Rolle des Buches für den gelehrten Arzt von der Antike, über das Mittelalter und in der Zeit des Späthumanismus bis zur Renaissance. Toellner weist auf die wichtige Rolle des englischen Arztes William Harvey (1578-1657) hin, der „den Wechsel der Autorität der Alten zur Autorität der Natur“ forderte und damit schon im 17. Jahrhundert die Weichen für eine allmähliche Anerkennung der Medizin als Naturwissenschaft stellte.

Die Bibliothekshistorikerin Magda Fischer widmet sich in ihrem Beitrag der noch weithin unerforschten Bibliotheksgeschichte des 17. Jahrhunderts am Beispiel des Klosters Weingarten. Während die „mittelalterlichen Handschriften fast vollständig erhalten und durch neuere Kataloge gut erschlossen“ sind, gilt dies keineswegs für den gedruckten Buchbestand dieses Klosters vor der Säkularisation, und da ist Weingarten nicht allein. Sie galt zur Säkularisationszeit als eine der größten unter den nicht kleinen oberschwäbischen klösterlichen Büchersammlungen. Eingehend beschreibt Magda Fischer, durch zahlreiche Anmerkungen untermauert, „welche Funktion und welchen Stellenwert die Bibliothek im Leben des Klosters, welchen inhaltlichen und nicht zuletzt welche finanziellen Prioritäten von den Äbten gesetzt wurden, aber auch, welchen Gebrauch die Konventualen von ihrer Bibliothek machten und welche Mühe sie in die Buchpflege investierten“, ein besonders sorgfältiger und kenntnisreicher Beitrag zur Bibliotheksgeschichte Oberschwabens.

Wie beim ersten Jahrgang sehen die Herausgeber auch 2001 die besondere Aufgabe des Jahrbuches darin, eine möglichst vollständige bibliographische Verzeichnung der selbständigen und unselbständigen Veröffentlichungen der kirchlichen Archive, Bibliotheken und Museen zu dokumentieren. So wurde im Vergleich zum Jahrbuch 2000 das Kapitel „Bibliographie“ beträchtlich erweitert, von 27 Seiten im vorausgegangenen auf 89 Seiten im neuen Jahrbuch. Verantwortlich zeichnen wiederum Ingeborg Feige und Onno Frels, unter Mitarbeit von Anja Gudat. Notiert werden wissenschaftliche Publikationen, soweit sie von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Einrichtungen von kirchlichen Bibliotheken, Archiven und Museen herausgegeben oder verfasst wurden. Themen sind dabei Abhandlungen zur Geschichte und gegenwärtigen Aufgaben und Problemen der kirchlichen Einrichtungen und Persön-

lichkeiten im deutschsprachlichen Raum, eine Fundgrube für die regionale Kirchengeschichte. Dokumentiert wird dadurch auch die rege publizistische Tätigkeit einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der kirchlichen Archive, Bibliotheken und Museen.

Zwei Beiträge des Jahrbuches knüpfen an Ausführungen des Vorgängerbandes an, Einbandkunde und Personalbibliographie. Rudolf Ferdinand Lenz und Juan Antonio Cervelló-Margalef beschreiben in zweiter Folge bemerkenswerte Einbände des 16. Jahrhunderts im Besitz der Kölner Diözesan- und Dombibliothek nach Themen geordnet. Rollen und Plattenstempel finden besondere Berücksichtigung (S. 27-64). Jeder, der sich um einigermaßen passable Abbildungen alter Einbände bemüht, weiß, dass die fotografische Wiedergabe oft Glückssache ist. Die 25 Schwarz-weiß Abbildungen der Einbände sind durchweg gelungen. Die Rollen und Plattenstempel sind in der Regel, in einigen Fällen jedoch nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases, gut zu erkennen. Umso bedauerlicher ist es, dass wohl beim Umbruch die Konkordanz der Seitenzahlen zwischen Bild und Einbandbeschreibung durcheinander geriet. So ist die richtige Zuordnung nach Meinung des Rezensenten: Seite 28 bei Aa 43 lies 40/41 statt 38/39; Seite 31 bei Ae 349 verso lies 44 statt 42; Ae 349 recto lies 45 statt 43; Seite 33 bei Ae 381 lies 46-54 statt 44-52; Seite 36 bei Aa 1203 lies 55/56 statt 53/54; Seite 37 bei Rd 47(1) recto statt 56 lies 58 und Rd 47(1) verso statt 55 lies 57; bei Rd 47(2) verso statt 57/58 lies 59/60; bei Aa 221 lies Abb. s. S. 61/62 statt 59/60; Seite 39 bei Ae 326 statt 61/62 lies 63/64.

Es ist dem Rezensenten bis dato nicht bekannt, dass im Bereich der kirchlichen Bibliotheken und Archive bis jetzt besondere Aktivitäten entwickelt wurden, bischöfliche Personalbibliographien zu erstellen. Es scheint, dass bislang von den Bischöfen selbst zu Lebzeiten wenig Interesse besteht, diesbezüglich für ihren Nachruhm zu sorgen, vor allem wenn sie nicht mehr wissenschaftlich tätig waren und sich ganz der Seelsorge widmeten. Sicher war dies bei Bischof Klaus Hemmerle der Fall. Welche Schwierigkeiten dadurch entstehen, legt Josef Schreier in einem Nachtragsbeitrag zu seiner profunden Personalbibliographie des Aachener Bischofs unter der Überschrift „Die Textualität des Schrifttums von Bischof Klaus Hemmerle als Signatur seines Denkens“ (S. 103-117) dar. Wer sich mit der Persönlichkeit und dem Denken von Klaus Hemmerle beschäftigt, erhält durch Schreiers Aufsatz einen guten Zugang zu dessen philosophisch-theologischer Spiritualität und zu seiner vorrangig pastoral-geistlichen Motivation, auch wenn der Titel des Aufsatzes zunächst etwas rätselhaft erscheint. Doch erschließt sich der Sinn der Formulierung bei der Lektüre des Aufsatzes.

Die letzten Aufsätze wenden sich Themen der praktischen Theologie zu, so aus dem Bereich des Gottesdienstes, wenn Gisela Vogel den mühsamen Weg beschreibt, wie das neue Evangelische Gesangbuch (Ausgabe Rheinland-Westfalen-Lippe) entstand (S. 119-135) oder der ausführliche Bericht von Eva Schrepf unter der Überschrift „Sammeln und Bewahren, Forschen, Informieren und Erleben verbinden“ über das Konzept der Fliedner – Kulturstiftung in Kaiserswerth, eine Konzeption, die nicht unbeeinflusst vom Vorbild der Johannes a Lasco Stiftung in Emden (S. 150) ins Leben gerufen wurde.

Wie das erste Jahrbuch wurde auch der Jahrgang 2 sorgfältig redigiert. Die unvermeidlichen Druckfehler halten sich in Grenzen. Einer sei, um seiner Originalität willen,

erwähnt. Im Bericht über den Vortrag von Frau Schneider, der die Überschrift trug „Non adest pecunia“ – die lapidare Entscheidung eines Weingartner Abtes – veränderte sich der Titel in: „Not adest pecunia“ (S. 260). Aber die Zeit, in der Bibliotheken durch eine Geldflut in Not geraten, dürfte sich leider nie erfüllen.

Wie für den ersten Band wünscht der Rezensent auch dem zweiten Jahrbuch aufmerksame Leser, die sicherlich nicht ohne Gewinn das Buch aus der Hand legen werden.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Gerhard Römer
Im Dorf 23 b
D-79289 Horben

Bernd Lorenz: Systematische Aufstellung in Vergangenheit und Gegenwart. Wiesbaden: Harrassowitz, 2003. VIII, 365 S. (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen; Bd. 45). € 98.00 – ISBN 3-447-0-4616-3

Bernd Lorenz ist bereits in mehreren Publikationen als engagierter Befürworter des Konzepts einer systematischen Freihandaufstellung von Bibliotheksbeständen hervorgetreten¹. In diesem Band geht es um eine umfassende Darstellung des Themas „systematische Buchaufstellung“, und zwar in aktueller wie historischer Perspektive, unter theoretischen wie praktischen Erwägungen.

Zunächst findet Lorenz „historische Beispiele“ für ein Bibliotheksverständnis, welches eine systematische Aufstellung der Bestände zumindest nahe legt, wenn nicht gar fordert. Allerdings kommt mit Georg Leyh auch ein Kritiker des Konzepts der systematischen Aufstellung zu Wort. Lorenz wirft Leyh freilich vor, mit seinem „Plädoyer zur Abschaffung der systematischen Aufstellung angesichts von Platznot [...] quasi aus der Not eine Tugend gemacht“ zu haben (S. 315). Lorenz erörtert ausführlich, wie erfolgreich der Bestand bei systematischer Aufstellung erschlossen werden kann und widmet sich danach dem Begriff und der Geschichte von „Klassifikation“. Das Kapitel wird mit einem „Kriterienkatalog zum Vergleich von Klassifikationen“ abgeschlossen, der allerdings lediglich stichwortartig skizziert wird und sich weitgehend an Überlegungen von Gisela Heinrich aus dem Jahr 1979 orientiert. Das nächste Kapitel („Systematische Freihandaufstellung in Theorie und Praxis“), enthält „Grundüberlegungen zur Systematischen Aufstellung“ sowie „Anforderungen an Aufstellungssystematiken“. Diese Überlegungen werden leider nicht mit dem zuvor skizzierten Kriterienkatalog verknüpft. Beide Passagen stehen letztlich isoliert nebeneinander.

Es folgt ein historischer Teil („Zur Geschichte der Systematischen Freihandaufstellung“), der einen wichtigen Beitrag zur bibliotheksgeschichtlichen Forschung darstellt.

¹ Vgl. z. B. Bernd Lorenz: Klassifikatorische Sacherschließung. Eine Einführung (Bibliotheksarbeit; 5). Wiesbaden 1998.

Insgesamt 74 Seiten widmet Lorenz der Geschichte der systematischen Buchaufstellung. Besonders ausführlich beschreibt er die Entwicklung seit den Universitätsneugründungen der sechziger und siebziger Jahre, als die systematische Freihandaufstellung in Deutschland das vorherrschende Konzept für die Bibliotheken der neu gegründeten einschichtigen Bibliothekssysteme wurde. Insgesamt gelingt es Lorenz in diesem Abschnitt, die Bedeutung der historischen Klassifikationsforschung als wesentlichen Beitrag zur Bibliotheks-, Wissenschafts- und Bildungsgeschichte herauszuarbeiten.

Das mit über 100 Seiten längste Kapitel des Buches („Einige aktuelle Aufstellungsklassifikationen“) untersucht zunächst „wichtige internationale Klassifikationen mit Einfluss auf deutsche Bibliotheken“. Hier erfährt man etwas über Grundstrukturen und Probleme der Library of Congress Classification (LCC), die starken Einfluss auf die Systematiken der neueren deutschen Hochschulbibliotheken hatte. Außerdem untersucht Lorenz die für das Bibliothekswesen der DDR wichtige sowjetische „Bibliothekarisch-Bibliographische Klassifikation“ (BBK), wobei er ausführlich auf die „ideologische Fundierung“ der BBK und die damit verbundenen Probleme eingeht. Es folgt der Abschnitt „Dezimalmethode“, der einen interessanten Passus „über die Geschichte dezimaler Ordnungssysteme“ enthält, die DDC allerdings sehr knapp abhandelt. Danach geht es um die „Neuentwicklungen an neueren deutschen Universitätsbibliotheken mit weitgehender Freihandaufstellung“. Hier werden die Fachsystematiken der UB Bielefeld, der SUB Bremen, die HBZ-Systematik, das System der UB Konstanz und schließlich besonders ausführlich die Regensburger Verbundklassifikation (RVK) vorgestellt. Den Abschluss dieses zentralen Kapitels bilden „Beispiele für Neuentwicklungen an deutschen Spezialbibliotheken.“

Im Kapitel 6 liefert Lorenz „Beispiele für den Vergleich von Aufstellungsklassifikationen“. Es handelt sich um insgesamt 16 außerordentlich heterogene Beispiele. Diesem Kapitel hätte etwas mehr ausformulierter Text gut getan. Stattdessen finden sich hier stichwortartige Zusammenstellungen, und es werden unübersichtliche Tabellen aneinandergereiht, deren Aussagen sich dem Leser ohne weitere Kommentierung nur sehr mühsam erschließen. Kapitel 7 enthält „Notizen zur Entwicklung der Wissenschaften und der bibliothekarischen Klassifikation“, die als „Wechselspiel“ dargestellt wird. Kapitel 8 fordert eine „optimierte Sacherschließung mit Hilfe von Klassifikation und SWD“. Der Anhang enthält sechs Dokumente, wobei der Anhang 5 (Die Neuauflage der „Regeln für den Schlagwortkatalog [RSWK]: Einige Anmerkungen“) thematisch nicht in dieses Buch passt. Die mit Anhang 6 („Übersicht: Überlegungen zur möglichen passiven Nutzung der DDC an deutschen Hochschulbibliotheken“) intendierten Aussagen bleiben zum Teil unverständlich. Hier wäre ein ausformulierter Text die bessere Lösung gewesen.

Statt eines Registers findet sich am Schluss ein „(Auswahl-)Verzeichnis wichtiger Themen, die teilweise kein eigenes Kapitel bilden bzw. häufig außerhalb des betreffenden Kapitels angeführt werden.“ Kritisch anzumerken ist, dass die DDC hier keinen eigenen Eintrag hat, sondern unter dem Eintrag Dezimalklassifikationen subsumiert wurde.

Insgesamt liegen die Stärken dieses Buches in den historischen Teilen. Leider fehlt eine ausführliche und systematische Erörterung zur Frage der Zukunft systematischer Freihandaufstellung im Kontext der Digitalisierung. Lorenz

blendet diesen Aspekt zwar nicht völlig aus. In den beiden Schlusskapiteln („Zusammenfassung“ und „Konklusion“) wird das Thema immerhin angerissen (S. 312 f.), aber nicht ausführlich behandelt. Was bedeutet es für das Konzept der systematischen Freihandaufstellung, wenn Bibliotheken wichtige Standardwerke nicht mehr als Printausgabe, sondern nur noch elektronisch erwerben? Umgekehrt ist die Frage interessant, wie die unbestrittenen Vorzüge der systematischen Freihandaufstellung bei einer partiellen Transformation der Literaturversorgung ins digitale Medium hinübergerettet werden können. Wie lassen sich Erfahrungen mit dem Browsing am Regal auf die Gestaltung von Navigationssystemen in Digitalen Bibliotheken übertragen? Wahrscheinlich meint Lorenz dies, wenn er am Schluss von systematischer Aufstellung „auch in virtuellen Bibliotheken“ spricht (S. 319). Weiter ausgeführt wird dieser Gedanke aber leider nicht.

Zu kurz kommt auch die Betrachtung der Fachsystematiken von Instituts- und Seminarbibliotheken in zweischichtigen Bibliothekssystemen. Kurz beschrieben wird lediglich die Systematik einer Institutsbibliothek aus Münster (S. 230). Zu Recht weist Lorenz darauf hin, dass der zunehmende Verzicht auf systematische Freihandaufstellung beim Übergang zu den Magazinbibliotheken im 19. Jahrhundert begleitet wurde vom Ausbau der Handapparate zu Institutsbibliotheken, was schließlich zur Herausbildung der zweischichtigen Bibliothekssysteme führte. Hier ist eine Anwendung des Konzepts der systematischen Freihandaufstellung entstanden, die bisher zu wenig gewürdigt wurde, und die auch in diesem Buch weitgehend ausgeblendet wird. Diese Einrichtungen stärker zu berücksichtigen wäre schon deshalb wichtig gewesen, weil die systematische Freihandaufstellung in Instituts- und Seminarbibliotheken zweischichtiger Bibliothekssysteme rein quantitativ von außerordentlicher Bedeutung ist. Es wäre zudem von Interesse gewesen, weil gerade in diesem Bereich wichtige Aufgaben der nahen Zukunft liegen, wenn es darum gehen wird, diese vielfach ineffizient arbeitenden Spezialbibliotheken räumlich und organisatorisch zusammenzufassen. Dabei spielt die Auswahl der Systematik eine wichtige Rolle.

Dennoch liest man dieses Buch, vor allem die historischen Teile, mit Gewinn. Es erfüllt seinen Anspruch, einen „Baustein für die seit Jahren postulierte Klassifikationsforschung“ zu liefern.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Armin Müller-Dreier
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek
D-37070 Göttingen
E-Mail: Mdreier@sub.uni-goettingen.de

Wulf D. von Lucius: Bücherlust: vom Sammeln. 3. Aufl. Köln: DuMont, 2001. VIII, 319, XVI S. III., graph. Darst. € 38.00 – ISBN 3-7701-4724-3

„A gentle madness“ – „eine liebenswürdige (und für den, den sie befallen hat, zutiefst befriedigende) Narrheit“ (S. 9) ist das Büchersammeln für den Verleger und bekennenden Bibliophilen Wulf D. von Lucius. Auf der Basis seiner

langjährigen Erfahrungen als Sammler hat von Lucius kein trockenes Sachbuch, sondern in unaufdringlicher Weise ein durchaus persönliches Buch geschrieben, das den Anspruch erhebt, eine „Darstellung des Büchersammelns als Tätigkeit“ (S. 7) zu liefern und darüber hinaus praktische Ratschläge zu geben¹.

In elf anregend geschriebenen Kapiteln erörtert der Verfasser wesentliche Aspekte des privaten Büchersammelns, beginnend mit allgemeinen Reflexionen über unterschiedliche Motive und Strategien des Sammelns. Zu Recht weist von Lucius auf die nicht zu unterschätzende kulturelle Leistung vieler Privatsammler hin, deren zielgerichtete Tätigkeit dazu führt, nicht nur das Bekannte zusammenzutragen, sondern auch das bislang Unbeachtete aufzuspüren und in den Kontext des Sammelthemas zu stellen. Insofern erwerben sich viele Sammler besondere Verdienste um die Bewahrung gefährdeter Quellen, und nicht selten sind damit auch „quasi archäologische Erschließungsleistungen“ (S. 22) verbunden, die neue Forschungsfelder eröffnen. Dass Bücher mehr sind als Texte, arbeitet der Verfasser im dritten Kapitel heraus und erörtert an ausgewählten Beispielen sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte der Buchästhetik.

Im Anschluss an diese eher abstrakten Reflexionen bilden die Kapitel 4 bis 8 den harten Kern der Ratschläge für den bibliophilen Sammler. Zu dem, „was Sammlern besonders wichtig ist“, zählen die Aspekte Buchillustration (inklusive Originalgraphik), die Einbandgestaltung und -bestimmung², Vorzugsausgaben, Pressendrucke und „getrüffelte“ Exemplare sowie die Erstausgaben, deren oft überbetonter Stellenwert von v. Lucius berechtigterweise als „einer der geheiligten Fetische der Büchersammler“ hinterfragt wird (S. 15).

Das mit „Suchen und Finden“ überschriebene Kapitel 5 informiert über die Informations- und Beschaffungsquellen des Sammlers, insbesondere über den Einkauf nach Katalog, im (leider stark zurückgedrängten) Ladengeschäft, auf Auktionen sowie im Internet. Zusammen mit einer kleinen Auktionskunde sind die Ausführungen des Verfassers über das Marktgefüge und die Preise alter Bücher für den privaten Sammler (aber keineswegs nur für diesen) von besonderem Interesse. Ausgehend von der strikten definitorischen Trennung von Wert³ und Preis analysiert von Lucius das Problem sowohl aus der Käuferperspektive wie auch aus der des Handels. Allen, die das Büchersammeln primär als Kapitalanlage betreiben möchten, seien insbesondere seine Ausführungen über die Preisentwicklungstendenzen in historischer Perspektive nahe gelegt.

Das, was der Bibliothekar in der ihm eigenen prosaischen Nüchternheit als ‚Bestandsverwaltung und -pflege‘ bezeichnen würde, wird dem Rat suchenden Sammler unter der sehr viel angenehmeren Überschrift „Leben und Arbeiten mit der Sammlung“ dargeboten: sachdienliche Hinweise zur Eingangs- und Dublettenkontrolle, Akzession, Titelaufnahme, Ordnung, Aufstellung und Pflegemaßnahmen. Von Lucius betont die „Verpflichtung eines Sammlers, wertvolle Bücher gut zu bewahren und ihre Erhaltung auch für die Zeit nach ihm selbst zu sichern.“ (S. 136). Mit Blick auf die sog. Blaubeurener Empfehlungen⁴ mahnt er als Grundprinzip jedes konservatorischen oder restauratorischen Eingriffs die „größtmögliche Schonung der alten Substanz“ (S. 135) an.

Kapitel 8 ist den einschlägigen Handelsbräuchen und speziellen Rechtsfragen gewidmet. Mit wünschenswerter

Deutlichkeit sensibilisiert der Verfasser den Leser dabei auch für die Problematik des Erwerbs von entwendeten oder unrechtmäßig enteigneten Objekten – ein gutgläubiger Erwerb ist hier nicht möglich. Von besonderer Bedeutung und Schwierigkeit sind in diesem Zusammenhang in den Büchern befindliche Besitzstempel⁵.

Hinweise auf bibliophile Gesellschaften und Vereinigungen, auf den hohen Stellenwert von (Antiquariats-)Messen als Informationsbörsen und Kontaktstellen des Sammlers sowie eine internationale Auswahl historischer Bibliotheken und Bibliotheksräume als „bibliophile Reiseziele“ beschließen den praktischen Ratgeberteil⁶.

Der Blick zurück auf die Altvorden („Ubi sunt qui ante nos ...?“) liest sich beinahe wie das Prolegomenon zu einer neuen Geschichte des privaten Büchersammelns, die wir hoffentlich in der einen oder anderen Form aus der Feder des Verfassers noch lesen dürfen⁷.

¹ Auf ein sehr nützliches amerikanisches Pendant aus der Perspektive des antiquarischen Buchhändlers sei hier am Rande hingewiesen: Ahearn, Allen und Patricia Ahearn: *Book Collecting, 2000: A Comprehensive Guide*. New York 2000.

² Für die Bestimmung von Bucheinbänden des 15. und 16. Jahrhunderts sei auf die unter <<http://www.hist-einband.de/>> frei zugängliche Einbanddatenbank hingewiesen.

³ Zu diesem Problemkreis siehe auch: „Der Wert der Bücher. Historische und praktische Aspekte bei der Bewertung von Handschriften und Alten Drucken“. Wolfenbütteler Arbeitskreis für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte. Seminar vom 27.-28.9.1999. Organisation und Leitung: Gerd-J. Bötte (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen) und Dag-Ernst Petersen (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel). In: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 26 (2001) H. 1.

⁴ „Blaubeurener Empfehlungen. Empfehlungen für die Restaurierung und Konservierung von Archiv- und Bibliotheksgut.“ Erstmals erschienen in: *Zeitschrift für Bibliotheks- und Bibliographie* 39 (1992) S. 1-15; in elektronischer Form zugänglich u.a. unter <<http://www.uni-muenster.de/Forum-Bestandserhaltung/kons-restaurierung/blaubeu.shtml>>. Es ist schade, dass der Verfasser solche und andere Hinweise nicht referenziert – auch die zahlreichen treffend ausgewählten Zitate wären es wert gewesen, belegt zu werden.

⁵ Zumindest für den Bereich der Bundesrepublik Deutschland gibt es ein entsprechendes Hilfsmittel: *Bibliotheksstempel: Besitzvermerke von Bibliotheken in der Bundesrepublik Deutschland / Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz*. Hrsg. von Antonius Jammers. Wiesbaden 1998 (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz; 6).

⁶ Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf ein Informationsangebot der Abteilung Historische Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin: „Die virtuelle Welt des Alten Buches“ <<http://altdrucke.staatsbibliothek-berlin.de/linksammlung/>>.

⁷ Vgl. *Buchkundliche Arbeiten / G. A. E. Bogeng*. Ges. von Bernhard und Ursula Fabian. T. 2: *Die großen Bibliophilen: Geschichte der Büchersammler und ihrer Sammlungen*; 3 Bände in 2 Bänden. 2.-3. Nachdr. d. Ausg. Leipzig, 1922. Hildesheim u.a. 1984.

Ein fast sechzig Seiten umfassendes bibliophiles Glossar⁸, ein dreisprachiges Abkürzungsverzeichnis von häufig in Antiquariatskatalogen verwendeten Fachausdrücken sowie ein Literaturverzeichnis, ein nach Sachgebieten geordnetes Verzeichnis häufig benutzter Bibliographien und Nachschlagewerke sowie ein Kreuzregister runden den nützlichen und ansprechend ausgestatteten Band ab. Was also braucht der (angehende) Büchersammler? Die drei ‚G‘: „Geduld, Gedächtnis, Geld“ (S. 13) und dieses Buch – dann ist zumindest eine anregende, um nicht zu sagen lustvolle Lektüre garantiert.

Anschrift des Rezensenten:

Gerd-J. Bötte
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Abteilung Historische Drucke
D-10117 Berlin
E-Mail: gerd-josef.boette@sbb.spk-berlin.de

Werner Schochow: Bücherschicksale. Die Verlagerungsgeschichte der Preußischen Staatsbibliothek. Auslagerung, Zerstörung, Entfremdung, Rückführung. Dargestellt aus den Quellen. Mit einem Geleitwort von Werner Knopp. Berlin, New York: de Gruyter, 2003. XV, 328 S. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin; 102)

Kaum eine deutsche Bibliothek litt unter den Folgen des Zweiten Weltkriegs mehr als die größte Bibliothek des Landes, die Preußische Staatsbibliothek in Berlin. 850 000 Druckschriften, mehr als die meisten deutschen Bibliotheken damals insgesamt besaßen, knapp 30 % des Vorkriegsbestandes, kehrten nach 1945 nicht aus den 30 Auslagerungsorten zurück. Etliche Bücher wurden zerstört, weitere gelangten in polnischen und russischen Besitz.

Werner Schochow, selbst lange Jahre Mitarbeiter der Berliner Staatsbibliothek und durch zahlreiche einschlägige Beiträge als der wohl beste Kenner der Geschichte „seiner“ Bibliothek ausgewiesen, unternimmt in „Bücherschicksale“ den schwierigen Versuch, die Auslagerungsgeschichte der Preußischen Staatsbibliothek im Zweiten Weltkrieg nachzuzeichnen. In jahrelanger Arbeit hat er alle erdenklichen Spuren verfolgt, hat Zeitzeugen befragt, sämtliche erreichbaren Archivalien in Berlin und Polen durchforstet, ist in die Auslagerungsorte gereist und hat dort die historischen Stätten fotografisch dokumentiert. Das Ergebnis ist, es sei vorweggenommen, eine wahrhaft quellengesättigte Darstellung des Kriegs- und Nachkriegsschicksals der heutigen Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz.

Schon früh, mit Kriegsbeginn 1939, stellte der Generaldirektor Hugo Andres Krüß die Weichen für eine Verlagerung besonders wertvoller Bestände. Wählte man zunächst Sicherungsorte in Berlin, ging man ab 1941 angesichts der immer bedrohlicheren Luftangriffe auf Berlin dazu über, immer mehr Bestände in sorgfältig ausgewählte Gebäude in der Provinz auszulagern. Burgen, Schlösser, Klöster, Landhäuser waren bevorzugte Refugien. Sie verteilten

sich weit über das damalige Reichsgebiet, von Pommern, Schlesien, Mitteldeutschland, Hessen bis nach Franken und Württemberg. Als dann 1943 auch das Gebäude Unter den Linden schwer getroffen wurde, sah man sich gezwungen, neben zahllosen weiteren Büchern auch die Dienststellen mit den Katalogen in die Provinz, nach Hirschberg in Schlesien und in die Lausitz zu verlagern.

Schochow teilt das Auslagerungsgeschehen in drei „Wellen“ ein, den „ersten Großeinsatz 1941“, die „zweite große Auslagerungsphase 1942/43“ und analog die dritte von 1943 bis 1945. Er belegt akribisch, welche Orte ausgewählt wurden, wann wie viel Bücherkisten mit welchen Bestandsgruppen unter den schwierigen Kriegsumständen dorthin auf den Weg gebracht wurden und welches Schicksal sie, soweit momentan zu klären, im Krieg und vor allem nach Kriegsende dort erlitten. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich rund 400 000 Bände auf dem Territorium der Sowjetischen Besatzungszone und 1,45 Millionen in der nachmaligen Bundesrepublik sowie in Polen.

An mehreren Auslagerungsorten, vor allem in Pommern und Schlesien, kam es in den Kriegs- und Nachkriegswirren durch Brände und Plünderungen zu erheblichen Verlusten. Da auch heute nicht im Detail geklärt ist, in welchem Umfang die Rote Armee Berliner Bestände aus ihrer Besatzungszone und aus Polen in die Sowjetunion abtransportierte, bleibt das Schicksal so mancher Bestandsgruppen weiterhin ungeklärt. Die meistens jenseits von Oder und Neisse verbliebenen Bücher gelangten in den Besitz der Volksrepublik Polen, die sie einzelnen wissenschaftlichen Bibliotheken des Landes überwies. Den größten und wertvollsten Bestand bekam die Jagiellonische Bibliothek in Krakau. Zu Zeiten des Kommunismus musste sie trotz erdrückender Indizien den Besitz des „Pruski Skarb (Preußenschatz)“ bzw. der „Berlinka“ leugnen. Dies hat sich seit gut 20 Jahren zum Glück geändert, das Problem der Restitution, also der Rückführung der Bestände nach Berlin, wird nach wie vor heiß diskutiert, denn nur ein kleiner Teil der nach Schochows Recherchen über 100 000

⁸ Das Glossar möchte der Verfasser nicht als selbständiges Arbeitsmittel, sondern als Ergänzung des Textes verstanden wissen. Die ausgewählten Begriffe sind in der Regel sehr gut und konzipiert erklärt. Einige wenige Monita sind anzumerken: Druckfehler beim Lemma „Römische Ziffern“, S. 239: die römische Ziffer für „29“ ist „XXIX“ (nicht XXIV). Lemma „Inkunabeln“, S. 221 f.: Die Anzahl der insgesamt erschienenen Inkunabeln ist mit 50 000 zu hoch angesetzt, Experten gehen von ca. 30 000 Ausgaben aus. Das bibliographische Format nach Falzung der Bögen hätte aufgrund seiner Relevanz für den bibliophilen Sammler ausführlicher behandelt werden können. Vielleicht wäre in Ergänzung des Lemmas „Mischauflage“ (S. 230) auch ein Lemma „Mischexemplar“ angebracht gewesen – für die aus mehreren Auflagen oder Ausgaben zusammengestückelten Exemplare mehrbändiger Werke, wie sie nicht selten antiquarisch angeboten werden. Weiterhin unverzichtbar bleibt: Umriß einer Fachkunde für Büchersammler / G. A. E. Bogeng. Fotomechan. Nachdr. der Ausg. Leipzig 1909-1911. Hildesheim u.a. 1978 = 1909-1911 (Buchkundliche Arbeiten / G. A. E. Bogeng. Gesamtmelt von Bernhard und Ursula Fabian; Bd. 4).

in Polen gesicherten Bücher wurde 1965 und 1977 an die DDR zurückgegeben. Von ähnlich geringem Umfang waren die Rückgaben aus der damaligen Sowjetunion in den 1950er Jahren. Im Gegensatz zu noch in Russland und anderen ehemaligen Sowjetrepubliken aufbewahrten ehemaligen Berliner Beständen weiß man nun aber recht genau, was sich im einzelnen in Krakau, Lodz oder Lublin befindet.

Während die in mitteldeutschen Orten eingelagerten Druckschriften Zug um Zug in das noch arg zerstörte Gebäude Unter den Linden, nunmehr in Ost-Berlin, zurückkehrten, weigerten sich die westlichen Besatzungsmächte im beginnenden Kalten Krieg die in Bayern, Hessen und Württemberg aufbewahrten Bücher nach dorthin zu überweisen. Der größte Teil der Büchermassen strömte dann nach Marburg, wo die neu gegründete Hessische, dann Westdeutsche Bibliothek die Berliner Teilbestände über Jahre verwaltete. Nach Schaffung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz 1957 wurden schließlich auch die Weichen für eine Rückkehr nach Berlin gestellt, die in den 1960er Jahren begann und mit dem Bezug des Neubaus an der Potsdamer Strasse zu einem Abschluss kam. Bis zur Wiedervereinigung blieben die „westdeutschen“ Bestände der Preußischen Staatsbibliothek für die DDR „widerrechtlich zurückgehaltene Bestände“.

Die historische Entwicklung der Auslagerungen und ihres Nachkriegsschicksals, die der Rezensent hier nur skizzieren kann, hat Schochow minutiös, mit wissenschaftlicher Akribie und geradezu kriminalistischem Spürsinn dokumentiert. Hervorgehoben sei besonders auch der Anhang, wo wir eine umfangreiche Bilddokumentation, bisher unbekannte Quellen zur Auslagerung und die ganz wertvolle Übersicht über die Auslagerungen in systematischer Aufstellung finden. Der Forscher erfährt hier z. B., wohin die Germanistik (Gruppe Y) ausgelagert wurde und ob an den genannten Auslagerungsorten die Bücher ganz oder teilweise erhalten blieben bzw. zerstört wurden. Über das „Geographische, Körperschafts- und Personenregister“ erfährt man unter anderem, was aus der Schwenke-Sammlung, dem Deutschen Gesamtkatalog, den Judaica usw. geworden ist.

Für diese gewichtige Studie, frühere Initiativen deutlich übertreffend¹, einer schlimmen und sicher noch nicht im letzten Detail geklärten Epoche ihrer Geschichte müsste die Berliner Staatsbibliothek Werner Schochow zu großem Dank verpflichtet sein. Wie zwischen den Zeilen zu lesen ist, hat sie die Bedeutung der fundamentalen Abhandlung aber im Vorfeld nicht erkannt und somit die Gelegenheit verpasst, sie unter ihrer Ägide herauszubringen. Die dann gewählte Reihe ist allerdings ein mehr als gleichwertiger Ersatz.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Manfred Komorowski
Universitätsbibliothek
Universität Duisburg-Essen
D-47048 Duisburg
E-Mail: m-km@duisburg.uni-duisburg.de

Sprachen des Nahen Ostens und die Druckrevolution. Eine interkulturelle Begegnung [Middle East languages and the print revolution. A cross-cultural encounter]. Hrsg. von Eva Hanebutt-Benz u. a. Westhofen: WVA-Verlag Skulima, 2002. 555 S., zahlr. Abb. – ISBN 3-936136-02-5

Die Erfindungen Gutenbergs als mitteleuropäische Kulturleistung verstellt gelegentlich den Blick auf den Umgang anderer Gesellschaften mit ihren Sprachen und Zeichensystemen, speziell mit der auch dort erkannten Notwendigkeit einer medialen Kommunizierbarkeit. Bereits historisch betrachtet, reichen die Anfänge des Drucks in China, Korea und Ostasien weit vor Gutenberg zurück, das Gleiche gilt für die ägyptischen Blockdrucke, welche schon früh Schriftzeichen in Hebräisch, Arabisch und Koptisch aufweisen. Der „First World Congress for Middle Eastern Studies“ gab 2002 den Anstoß, diese Thematik in einer Ausstellung und einem international besetzten Kongress zu präsentieren. Hieraus entstand die hier vorzustellende Publikation.

Einleitend erinnert die langjährige Direktorin des Mainzer Gutenberg-Museums und Mitherausgeberin des Ausstellungskatalogs, Eva Hanebutt-Benz, an die Ursprünge des Drucks mit beweglichen Lettern (S. 1-11). Aus diesem Überblick entwickelt die gleiche Autorin den engeren Gegenstand ihres folgenden Beitrags, welcher sich mit Schriftproben orientalischer Schriften aus europäischen Schriftgießereien beschäftigt (S. 13-32). Ausgehend von einem Schriftmusterblatt von 1486 wird hier der Tatsache gedacht, dass der Westen eine lange Tradition im Umgang mit außereuropäischen Schriften besitzt und sich damit nicht nur einen interessanten Absatzmarkt erschloss, sondern auch zum Kulturaustausch beitrug; die Beispiele des 15.–18. Jahrhunderts stammen aus Italien, aus den Niederlanden, aus Frankreich, Großbritannien und dem deutschsprachigen Raum. Sodann beginnt der Reigen von Fachaufsätzen, die sich mit den einzelnen Sprachen und den realisierten Projekten des Buchdrucks beschäftigen: beginnend mit den Drucken in hebräischer Schrift sowohl in Westeuropa als auch besonders in Konstantinopel, ferner mit den Druckerzeugnissen in der im Jahre 405 geschaffenen armenischen Schrift (einschließlich eines Exkurses zur armenischen Pressegeschichte), mit den Druckerzeugnissen in syrischer Sprache sowie schließlich in koptischer Typographie. Breiteren Raum (S. 123-226) nehmen die Ausführungen zum frühen Buchdruck in arabischer Sprache ein, und zwar zu den mittelalterlichen Blockbuchamuletten, zum arabischen Frühdruck in Europa

¹ So etwa die durchaus solide Darstellung von Gudrun Voigt: Die kriegsbedingte Auslagerung von Beständen der Preußischen Staatsbibliothek und ihre Rückführung. Eine historische Skizze auf der Grundlage von Archivmaterialien. Hannover 1995 (Kleine historische Reihe; 8), oder die von der Staatsbibliothek selbst herausgegebene, an ein breiteres Publikum gerichtete Untersuchung: Verlagert, verschollen, vernichtet..., das Schicksal der im 2. Weltkrieg ausgelagerten Bestände der Preußischen Staatsbibliothek. Berlin 1995 (Nachdruck 1998).

und zu den (auch mehrsprachigen) Korandrucken sowie – in einem Schwerpunkt – zum Buch- und Zeitungsdruck in der arabischen Welt, zeitlich bis an die satztechnischen Probleme der Gegenwart reichend. Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit kleineren Regionen innerhalb des arabischen Raums, nämlich mit der Genese des türkischen Buchdrucks seit der Lizenz von 1727 und auch seit der 1929 erfolgten Einführung von lateinischen Schriftlettern und schließlich mit der Geschichte des Buchdrucks in persischer Sprache. Lobenswert zu erwähnen gilt, dass an vielen Stellen des Darstellungsteils auf Exponate der Mainzer Ausstellung Bezug genommen und auf den Katalogteil und seine Beschreibungen ausdrücklich verwiesen wird; auf diese Weise vermied man weitgehend die in anderen Ausstellungspublikationen oft beklagte Ver selbstständigkeit der „einführenden“ Aufsätze.

Auf diesen Darstellungsteil folgt die zentralisierte Sammlung von Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen (S. 273-442). Hier begegnen wir einer großen Fülle von Titelblättern, typographisch besonders aufwändig gestalteten Seiten, aber auch von Schriftprobenblättern und Alphabetbögen sowie von Matrizen und Stempeln berühmter Druckereien, ferner finden sich interessante Abbildungen arabischer Blockdrucke. Der Bildteil trägt naturgemäß sehr zur Veranschaulichung der darstellenden Texte bei. Freilich setzt seine Benutzung vertiefte Sachkenntnis voraus, da die Abbildungsunterschriften nur formale Angaben und keinerlei Sachkommentierungen enthalten und damit ein Rückbezug auf die Aufsätze erschwert wird.

In einem weiteren Teil folgen die Exponatebeschreibungen des Katalogs (S. 443-517). Insgesamt gelangen nun 122 Objekte zur Detailbeschreibung, die aus bibliographischen und formalen Informationen, einem Kommentar und Literaturangaben bestehen. Auch von dieser beeindruckenden Sammlung seltener Drucke erfolgt leider kein Verweis auf den vorangehenden Bildteil.

Gegen Ende des Bandes findet sich ein Verzeichnis abgekürzt zitierter Literatur (S. 519-539), wobei aber die Nachweise nach den Aufsätzen gruppiert wurden, in denen sie Verwendung fanden – eine für hiervon gelöste Recherchen erschwerende Anordnung. Hilfreich sind indes ein Index der Druckorte und mehrere Transliterationstabellen für die verschiedenen Alphabete. Personennamen, insbesondere Autorennamen, werden bedauerlicherweise nicht in einem Index nachgewiesen; das gleiche gilt für Sachbenennungen. Die Kurzbiographien der Katalogbearbeiter beschließen den Band.

Der Mainzer Ausstellungskatalog hinterlässt einen gespaltenen Eindruck: Ohne Zweifel ist die Intention, die drucktechnische Realisation der Sprachen des Vorderen Orients aufzuarbeiten, von großer Wichtigkeit und sehr zu begrüßen. Die Veranschaulichung des komplexen Themas mithilfe des ausgebreiteten Materials erscheint beachtlich. Die Behandlung der Einzelthemen in den Aufsätzen geriet jedoch sehr heterogen und hätte einer strukturierenden Hand bedurft. Die Redaktion hätte hier auf „blinde Stellen“ (etwa handschriftliche Vorlagen, Kodikologie, Kalligraphie) und ausgesparte Landschaften (etwa Nordafrika, weitere europäische Zentren) hinweisen müssen. Benutzungsunfreundliche Entscheidungen (ungünstige Zentralisierung der Abbildungen, fehlende Verweisungen hierzu, fehlende Indizes, keine einheitliche, d. h. alphabetische Bibliographie) erschweren, wie oben moniert, die Annäherung an das Themenfeld. Auch hätte man sich eine einwandfreie

Heftung des Buchblocks gewünscht. Gleichwohl bietet der Band einem sachkundigen und sprachmächtigen Leserkreis einen Zugang zu den gedruckten Sprachen des Nahen Ostens. Die durchgängige Übersetzung des deutschen Textes ins Englische dürfte dies erleichtern.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Hanns Peter Neuheuser M. A.
Landschaftsverband Rheinland
Abtei Brauweiler
D-50259 Pulheim

Peter F. Tschudin: Grundzüge der Papiergeschichte. Stuttgart: Hiersemann-Verlag, 2002. 395 S., 86 Schwarz-weiß-Abb., 11 Farbabb. (Bibliothek des Buchwesens; 12) – ISBN 3-7772-0208-8

Der bewusste Umgang mit alten und neuen Papiersorten und die Vergewisserung der noch aktuell erstaunlichen Breite ihrer Verwendungsformen ist immer wieder faszinierend. Dies gilt zweifelsfrei auch für die systematische Beschäftigung mit der Papiergeschichte, deren Facetten der Herstellung und der Rohstoffe, der Veredelung, des Handels, der wirtschaftlichen Fragen und der Verwendung in Verwaltung, Kommunikation, Literatur und Kunst zahlreiche Forschungsgebiete ansprechen: Kaum ein anderes Gebiet fordert wie dieses zugleich den Einsatz der Geisteswissenschaften, der Chemie, Physik und der Technik sowie der Wirtschaftswissenschaften heraus. Im Spektrum der Geisteswissenschaften ist die Papiergeschichte als „Materialkunde“ am ehesten den Historischen Hilfswissenschaften zuzurechnen, da die Kenntnis des verwendeten Papiers innerhalb bibliothekswissenschaftlicher und archivistischer Fragestellungen zur Lokalisierung und Datierung eines Dokuments beizutragen vermag – zumal dann, wenn der Text diese Informationen nicht liefert oder in die Irre führt. Die Fixierung der Philologien auf den Inhalt der Texte erfährt hier das notwendige Korrektiv. Gerade jüngere Bestrebungen, die Informationsträger auf einen autonomen Informationsgehalt zu befragen¹, nehmen ihren Ausgangspunkt vom Fachwissen über das nach Papyrus und Pergament dritte allgemein verbreitete Kommunikationsmedium, welches das modernistische Schlagwort vom „papierlosen Büro“ schon lange Lügen straft. Gleichwohl hinterlässt das Fachgebiet der Papiergeschichte einen ambivalenten Eindruck: Zu keiner Zeit konnte es im offiziellen Kanon der Historischen Hilfswissenschaften reüssieren und blieb stets das Arbeitsfeld von Einzelforschern und Privatgelehrten. Allerdings brachte es eine erstaunliche Anzahl von Forschungsergebnissen hervor; die 2003 vor-

¹ Vgl. Neuheuser, Hanns Peter: Informationsgehalt des Informationsträgers. Grundlegung, Ziele, Methoden und Verfahren der Archivischen Diagnostik In: ABI-Technik 24 (2004) S. 200-211.

gelegte, bis 1996 berichtende Internationale Bibliographie zur Papiergeschichte (vgl. die Rezension in: *Der Archivar* 58 [2005] S. 59 f.) weist die geradezu frappierende Anzahl von mehr als zwanzigtausend Einträgen nach².

Es scheint sinnvoll, sich diese einführenden Bemerkungen zum Gegenstand der Papiergeschichte und deren Verfassung als Wissensgebiet vor Augen zu führen, wenn man die neue Einführung in die Thematik – vom Autor nicht ohne begründete Bescheidenheit „Grundzüge“ genannt – zur Hand nimmt. Gerade unter den geschilderten Bedingungen des Wissensgebietes, d. h. bei weitgehendem Verzicht auf die akademischen Instrumente und insbesondere Kommunikationsmittel, ist es wichtig, einerseits die entlegenen Forschungsergebnisse zu sammeln und andererseits den erreichten Forschungsstand in einem Überblick zu präsentieren. Letzteres unternahm nun der langjährige Leiter des Basler Papiermuseums und frühere Präsident der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Papierhistoriker (IPH), Peter F. Tschudin. Der Band fügt sich ein in eine überschaubare Reihe von Monographien der letzten Jahrzehnte, die einen umfassenden Darstellungsanspruch ohne Spezialisierung der Fragestellung anstrebten, z. B. von Armin Renker über die Zeittafel von Wiso Weiß bis zu Wilhelm Sandermann, oder man greift – wie unser Autor (S. 1) – auf die später nicht mehr erreichte Übersicht von Dard Hunter's „Papermaking“ (2. Auflage von 1947) zurück.

Tschudin kennzeichnet einleitend (S. 3-12) die Papiergeschichte als historische Disziplin, wobei auch die *Desiderata* angesprochen werden. Die beiden nachfolgenden Kapitel machen mit dem Papier als Werkstoff und der „papierhistorischen Methodik“ vertraut, wobei die allgemeinen Diagnostikverfahren eingeschlossen sind (lediglich im Bereich der Papiertechnologie kann man im strengen Sinn von exklusiven Methoden sprechen). Im Zentrum des Bandes steht hingegen der geschichtliche Abriss (S. 53-216). Hier werden die Vorläufer des Papiers, dessen Erfindung und die Entwicklung der Papiermacherei in Asien und im arabischen Raum behandelt (S. 55-92). Ein anschließendes Kapitel referiert die Papiermacherei in den Regionen, vorwiegend in Europa, das mit seiner Manufaktur und der Erfindung der Papiermaschine Maßstäbe setzte. Zu Recht werden sodann die technischen Fakten (Rohstoffe, Siebe, Veredelung, Sorten, Verarbeitung) in allen Details, jedoch sehr kurz abgehandelt (S. 166-186). Auch die Erörterung der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Implikationen des 19. und 20. Jahrhunderts erhält nur geringen Darstellungsraum zugemessen (S. 187-195). Im Gegensatz dazu folgt die Behandlung der Wasserzeichen auf 20 Seiten, zumal dieses Thema zusätzlich mit einem großen Anhang versehen wurde. Diese Darstellungen ergänzen drei weitere Abschnitte, in welchen die Buntpapiere (S. 217-226), spezielle „Papier-Anwendungen“ wie Tapeten, Briefmarken, Paper art etc. (S. 227-232) und das Thema der Papieralterung (S. 233-238) teils nur sehr skizzenhaft Erörterung finden. Ein Verzeichnis ausgewählter Literatur und der Nachweis der Tabellen, Abbildungen und der abgekürzt zitierten Literatur (S. 239-256) schließen die Darstellung ab. Angefügt wurden Anhänge zu Papier-Mengeneinheiten, Papierformaten, historischen Währungseinheiten und Längen-, Flächen-, Gewichts- und Hohlmaßen. Die Anhänge II und III beschäftigen sich mit der Erfassung von Wasserzeichen, zu welchem Zweck ein internationaler Standard angestrebt wird (S. 265-358).

Getrennte Indizes weisen Personen- und Ortsnamen sowie Sachbenennungen nach.

Dem vom Autor Tschudin selbst gesetzten Ziel, „rasch über das Papier und seine Entwicklung im historischen Zusammenhang zu orientieren“ (S. 1), kommt die Abhandlung ohne Zweifel nach. Dieser ersten Orientierung dienen auch die veranschaulichenden Abbildungen (Maschinen, Handlungsgänge, Wasserzeichen) und die grafischen Schaubilder, welche durchaus mit didaktischer Intention präsentiert werden. Angesichts der teils sehr gedrängten Darstellung komplexer Erscheinungen stellt sich die Frage nach der Proportion und der Nützlichkeit, innerhalb einer grob orientierenden Einführung in die gesamte Papiergeschichte einen 90 Seiten umfassenden Wasserzeichentypenkatalog mit nicht wenigen Banalitäten auszubreiten. Ebenso wird zusätzlich der so genannte IPH-Standard zur Wasserzeichenerschließung unkritisch und in einer Weise beschrieben, als sei eine Alternative unvorstellbar. Zudem wäre es für viele Praktiker hilfreich gewesen, wenn die Schilderung der Analysemethoden nicht nur referiert, sondern auch in Bezug auf den routinemäßigen Einsatz erörtert worden wäre, etwa auch unter Einbeziehung aktueller Diskussionen: So nehmen die Darstellungen zu allen mechanischen, optischen und chemischen Analysen, die den zu untersuchenden Dokumenten zu widmen wären, gerade einmal acht Seiten ein. Hier hätte gezeigt werden können, dass „Papiergeschichte“ nicht nur die Summe der Fakten in der Vergangenheit bildet, sondern auch – gut historisch – ein Annäherungs- und Arbeitsfeld, das zudem weiter zu entwickeln wäre. So vermisst man auch Hinweise auf die wenigen, aber doch beachtlichen Anstrengungen von Fachvertretern, das Fachgebiet „Papiergeschichte“ selbst didaktisch in die Öffentlichkeit zu vermitteln (Vorlesungen, Ausstellungen, didaktische Publikationen). Die neuen „Grundzüge der Papiergeschichte“ sind also vorwiegend konzipiert, breiteren Leserschichten dieses Wissensgebiet nahe zu bringen, während sich die interessierte Forschungsseite gewiss der differenzierten Fachliteratur zu bedienen weiß. Dass Tschudins „Grundzüge“ noch einmal die Defizite der Papiergeschichtsforschung offen gelegt haben, gehört nicht zu den geringsten Verdiensten dieser Publikation.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Hanns Peter Neuheuser M. A.
Landschaftsverband Rheinland
Abtei Brauweiler
D-50259 Pulheim

² Vgl. Internationale Bibliographie zur Papiergeschichte. Hrsg. von der Deutschen Bibliothek. Bearb. von Frieder Schmidt u. a., Bde. 1-4, München 2003.

Brian C. Vickery; Alina Vickery: Information Science in Theory and Practice. 3rd, revised and enlarged edition. München: Saur, 2004. XIII, 400 S. € 110.00 – ISBN 3-598-11658-6

Das Buch beginnt mit einer Art Frontispiz, einer Landschaft der Informationswissenschaft, bestehend aus ca. 45 Namen von Informationswissenschaftlern, deren grafische Anordnung – unterstützt durch kreisende Linien – thematische Gruppen der Forschung deutlich machen soll: wissenschaftliche Kommunikation, Bibliometrie, Retrieval-Evaluation, Dokumentenanalyse, Informationssysteme. Sie beruht auf einer bibliometrischen Analyse der Publikationen der Jahre 1971-1978. Im Anhang kommt eine weitere Landschaft derselben Art, basierend auf einer bibliometrischen Analyse für die Jahre 1972-1995. Die Namen, die hier wie dort vorkommen, z. B. Zipf, Griffith, Small, Lancaster, van Rusbergen, Sparck-Jones, Vickery, stehen in ähnlichen Entfernungen zueinander, wenn auch die eine Karte sozusagen genordet, die andere gesüdet ist.

Das ist kennzeichnend für das Buch. Es präsentiert geballtes Wissen auf hohem Niveau, trägt aber insgesamt mehr additiven Charakter. Neuere Forschungsergebnisse und Fragestellungen (die erste Auflage kam 1987) sind eingearbeitet, aber oft in einem separaten Kapitel. Auf S. 241 steht: *A recent study was made by [...].* Die zitierte Studie stammt aus 1981. Dennoch ist dieses Lehrbuch nicht nur ein Klassiker, sondern gibt unverändert einen Überblick über das Fach, wie es ihn in der deutschsprachigen Informationswissenschaft bisher nicht gegeben hat.

Brian C. Vickery lehrte bis zu seiner Emeritierung Informationswissenschaft am University College London. Wie seine 2001 verstorbene Frau Alina ist er Chemiker, der über den Informationsbedarf dieser Wissenschaft und eine Tätigkeit bei chemischen Zeitschriften zur Informationswissenschaft kam. Zwar wählen die Autoren immer wieder Beispiele aus der Chemie, beziehen aber auch andere Disziplinen mit ein, lassen auch populäre Information und ihre Vermittlung durch Öffentliche Bibliotheken nicht aus. Ganz im Unterschied zur deutschsprachigen Informationswissenschaft, die sich geradezu darum zu bemühen scheint, Bibliotheken zu ignorieren oder, wenn die Sprache auf sie kommt, eine peinliche Unkenntnis an den Tag legt, sind hier – wie überhaupt in der anglo-amerikanischen Informationswissenschaft – Bibliotheken integraler Bestandteil des Informationssektors. Das Buch könnte daher ebenso gut von Library and Information Science im Titel reden. Aber vielleicht würde diese Formulierung doch falsche, zu praxisnahe Erwartungen wecken. Denn ein Lehrbuch für zukünftige Praktiker ist es nicht. Wer das Buch durchgearbeitet und verstanden hat, ist befähigt, neue Theorien darüber aufzustellen, wie Retrieval funktioniert oder welche semantischen Probleme ein Indexierungssystem lösen muss, aber er kann weder klassifizieren noch in irgendeiner Datenbank effektiv recherchieren, es sei denn, er hat es anderswo gelernt. Die Stärken des Buches liegen in durchgängig sehr einfachen Erklärungen, z. B. über das Internet ohne Informatik-Fachsprache. Ausgeprägt ist die stark in der anglo-amerikanischen Tradition stehende Neigung der Autoren, Sachverhalte und Relationen in abstrakten Modellen mit Pfeilen und Symbolen abzubilden und wo immer möglich, quantifizierbare Beziehungen in Formeln darzustellen.

Besonders abstrakt sind die Kapitel eins bis vier. Die Autoren folgen insgesamt einem Ansatz, der Information und alles, was damit zu tun hat, im Kontext der Gesellschaft analysieren will, die Information produziert und kommuniziert. Ausgehend von dem bekannten und stark vereinfachten Modell: Sender – Kanal – Empfänger entwickeln die Autoren Erweiterungen dieses Modells unter Einschluss eines Feedbacks, des Vorwissens des Empfängers, das ihn erst befähigt, neue Information aufzunehmen und zu verarbeiten, unter Einschluss von Störungen im Informationskanal. So werden – sehr abstrakt – die Bedingungen entwickelt, von denen eine einwandfreie Informationsproduktion und -weitergabe abhängt.

Zwar werden die grundlegenden Eigenschaften von Information im Unterschied zu anderen Gütern erörtert (trotz Weitergabe bleibt sie für den ursprünglichen Inhaber verfügbar, sie wird normalerweise nicht um ihrer selbst willen nachgefragt, sondern wegen ihres Beitrags zu anderen menschlichen Aktivitäten usw.), doch eine Definition gibt es nicht. In einem anderen Zusammenhang, im Kontext der Merkmale wissenschaftlicher Forschung und Kommunikation, erscheint auf S. 85 ein Schaubild, in dem Information – wie in vielen anderen Lehrbüchern – ein Begriff zwischen Daten und Wissen darstellt.

In diesen ersten vier Kapiteln werden Fragestellungen und Methoden bis hin zum Soziogramm (in Bezug auf Kommunikationsbeziehungen) und zu einem knappen Grundkurs in empirischer Sozialforschung sowie zum Fragebogendesign umrissen. Man erfährt, dass in den 1960er-Jahren im Fach Psychologie durchschnittlich neun Monate von der Einreichung eines Aufsatzes bis zur Publikation vergingen, oder dass 1975 herausgefunden wurde, dass Praktiker sich hauptsächlich informieren, indem sie mit anderen Praktikern reden. Es geht aber nicht um die konkreten Beispiele – dennoch hätte man sich aktuellere Forschungsergebnisse gewünscht, die im Gedankengang dieselbe Funktion erfüllen können –, sondern es geht um Modelle, die die Entstehung von Informationsbedarf, die Artikulation von Information, die Arten von Information und Informationsträgern, die Informationsrecherche und die Verwendung von Information abbilden.

Letztlich erkennt man hier Fragestellungen und Theorieansätze wieder, die ebenso in der Medienwissenschaft und in der Kommunikationswissenschaft anzusiedeln sind. Die methodische Nähe zu diesen Disziplinen zeigt sich auch im Gebrauch des Terminus *message*, der hier im Sinn von *Information* zu verstehen ist. Von *document* ist auch die Rede, aber das Buch agiert meistens auf einer Abstraktionsebene oberhalb konkreter Informationsdienste, wie z. B. Bibliotheken oder Fernseharchive oder Bildagenturen oder Telefonauskunftsdienste und bemüht sich um verallgemeinerte Aussagen auf der Suche nach Gesetzmäßigkeiten wie Lotka's Law oder die Bradford-Verteilung.

Freilich vermisst man Ausführungen zum Thema Informationsethik.

Ab Kapitel fünf wird es konkreter; folgende Themen werden behandelt:

- Information Retrieval,
- Semantik und Retrieval,
- Vermittler und Schnittstellen,
- Informationssysteme,
- Evaluation von Informationssystemen,
- das Internet.

Das letzte Kapitel ist neu in der 3. Auflage. Hier werden im Kontext des Internet auch Themen aufgegriffen, die in früheren Kapiteln – und das heißt zugleich in früheren Auflagen – bereits behandelt wurden. Beispielsweise lernt man im Kapitel über Information Retrieval die grundlegenden Begriffe (Precision, Recall, Boolesche Operatoren usw.) kennen, ihre Anwendung gemeinsam mit Algorithmen aus der automatischen Indexierung bei Google kommt unter Hinweis auf die früheren Abschnitte erst im letzten Kapitel. Mir hätte es eher eingeleuchtet, wenn die früheren Kapitel aktualisiert worden wären.

Den primär akademischen Charakter des Buches erkennt man im Kapitel Semantik und Retrieval beispielsweise auch an den Aussagen über Klassifikation. Keine Klassifikation wird vorgestellt. Klassifikation allgemein wird definiert als Relation einer Entität persönlichen Wissens zur wahrgenommenen Struktur des öffentlichen Wissens. Am Beispiel des Satzes „Der Mann sah die Pyramide auf dem Hügel mit dem Teleskop“ verdeutlichen die Autoren Erfordernis und Probleme semantischer Analyse bei der Umsetzung natürlichsprachiger Anfragen in maschinenlesbare Algorithmen: Sah der Mann durch ein Teleskop einen Hügel, auf dem eine Pyramide stand? Oder sah er einen Hügel, auf dem eine Pyramide und ein Teleskop standen? Oder sah er, neben einem Teleskop auf einem Hügel stehend, eine Pyramide usw.? Derartige Beispiele machen die Stärken des Buches aus: Hier geht es weniger um Stoff, der Studierende oder Berufspraktiker zu qualifizierten Aufgaben befähigt, wie das etwa von *Erfolgreiches Management*¹[...], *Die moderne Bibliothek*² oder der gerade in Neuauflage erschienenen *Grundlagen der praktischen Information* [...]³ geleistet wird, sondern hier kann man vor allem lernen, informationswissenschaftlich zu fragen und zu denken. Entsprechend besteht das Kapitel Vermittler und Schnittstellen zu einem großen Teil aus linguistischen und psychologischen Aussagen. Statt eines Hinweises beispielsweise auf die *ALA-Guidelines for Behavioral Performance of Reference and Information Services Professionals*⁴ kommt eine kurze Liste von Maximen für kooperative Dialoge: Machen Sie Ihren Beitrag so informativ wie erforderlich für die Zwecke des aktuellen Austauschs usw. Die Ausführungen zur künstlichen Intelligenz münden in einen eher pessimistischen Tenor: Es sei kaum möglich, in Speichersystemen mit den Mitteln der Wissensrepräsentation die Komplexität persönlichen und öffentlichen Wissens zu erreichen. Auch hier bricht das Kapitel auf dem Stand der 1970er- und 1980er-Jahre ab; Ontologien werden erst im letzten Kapitel im Zusammenhang mit dem Internet angesprochen. Im Anhang werden beispielhaft drei Ontologien vorgestellt.

Das Kapitel Informationssysteme beginnt mit einer Aufzählung der Kriterien, anhand von denen Informationssysteme typologisiert werden können:

- Format der Information: flüchtig oder gespeichert,
- Zielpublikum: individuell oder Massenpublikum,
- Verteilung der Rezipienten: konzentriert oder dispers,
- Distribution der Information: konzentriert oder dispers,
- Struktur von Erwerbung, Speicherung, Zugang: zentralisiert oder dezentralisiert,
- fachliche Orientierung der Rezipienten,
- Art der Information: Dokumente, Auskünfte, Daten, Adressen,
- Medium, in dem die Information vermittelt wird: mündlich, auf körperlichen Trägern, online.

Mit dieser Typologie lässt sich ganz gut der Unterschied zwischen einer Universitätsbibliothek und der Telekom-Auskunft abbilden, aber nicht der Unterschied zwischen einer Staatsbibliothek und einer Stadtbücherei. Erneut wird der akademische Charakter des Lehrbuchs deutlich. Im Kapitel Informationssysteme gibt es auch Abschnitte, in denen die Kenntnisse (*kinds of data*) angesprochen werden, die der *system designer* braucht. Dieser *system designer* kann als Planer am grünen Tisch agieren, Ideen entwickeln und nützliche Erkenntnisse einbringen, beispielsweise über die anhand empirischer Untersuchungen ermittelte Korrelation zwischen der Entfernung der Wohnung und dem Anteil der Bevölkerung, die Schwimmbäder oder Öffentliche Bibliotheken besucht. Zur Betriebsführung ist dieser *system designer* auch theoretisch ebenso wenig befähigt, wie ein Arzt nach dem Staatsexamen zur Leitung eines Krankenhauses. Hier zeigt sich, dass der scheinbar konservativere Ansatz der deutschen Bibliothekswissenschaft, die den Zuschnitt des Faches unter der Fragestellung *Was muss das Führungspersonal wissen?* bestimmt, überlegen ist.

Im Abschnitt Evaluation von Informationsdiensten werden die Unterscheidungen zwischen Leistung, Wirkung und Wert von Informationsdienstleistungen theoretisch angesprochen und einige empirische Studien angeführt. Man vermisst indessen die Berücksichtigung neuerer Ansätze nach Usherwood, McClure, Bertot oder Poll und te Boekhorst. Auf S. 290 präsentieren die Autoren das Modell der Bibliotheksbenutzung (Welche Faktoren beeinflussen Zufriedenheit und Leihfrequenz?), das Buckland 1970 entwickelt hat. Hier wird man neugierig auf neuere Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Fernnutzung über Internet und Ortsnutzung.

Das Internet-Kapitel mündet in einer Erörterung der Anforderungen, die an zukünftige Informationssysteme für die Wissenschaft zu stellen sind, ohne dass die Autoren bei großer inhaltlicher Nähe ausdrücklich auf Open Access Initiatives oder die Open Archives Initiative zu sprechen kämen.

¹ Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen. Hrsg. von Hobohm, Hans-Christoph und Konrad Umlauf. Loseblatt-Ausg. Hamburg 2002.

² Die moderne Bibliothek. Ein Kompendium der Bibliotheksverwaltung. Hrsg. von Frankenberger, Rudolf und Klaus Haller. München 2003.

³ Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation. Hrsg. von Kuhlen, Rainer; Seeger, Thomas und Dietmar Strauch. Bd. 1: Handbuch zur Einführung in die Informationswissenschaft und -praxis. Bd. 2: Glossar. 5., vollständig neu gefasste Auflage. München 2004.

⁴ <http://www.ala.org/Content/NavigationMenu/RUSA/Professional_Tools4/Reference_Guidelines/Guidelines_for_Behavioral_Performance_of_Reference_and_Information_Services_Professionals.htm>

Am Ende steht eine Reflektion des Faches. Die Autoren kommen auf die Landkarte der Informationswissenschaft zurück und fragen, welchen Fragen sich die Disziplin in Zukunft stärker zuwenden soll. Sie plädieren für eine Weitung der Fragestellungen hinsichtlich populärer Information, einer stärkeren Berücksichtigung der Massenmedien – das Internet entwickelt sich gerade zu einem Massenmedium – und einer extensiveren Untersuchung menschlichen Verhaltens in Bezug auf Informationssuche, -aufnahme und -verarbeitung. Man könnte hinzufügen: einer extensiveren Beschäftigung mit Methoden der Informa-

tionsselektion im Zeitalter des nur cursorisch angesprochenen information overload. Die Autoren betonen, dass all dies nur interdisziplinär zu leisten ist.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Konrad Umlauf
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Bibliothekswissenschaft
Dorotheenstr. 26
D-10117 Berlin
E-Mail: konrad.umlaufrz.hu-berlin.de